

Ph 4 22 (2)

<36635863870013

<36635863870013

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Opera varia. 240.

R.

Ausprüche
der
philosophirenden Vernunft und des
reinen Herzens
über
die der Menschheit
wichtigsten Gegenstände
mit besonderer Rücksicht
auf die
kritische Philosophie
zusammengetragen
aus den Schriften älterer und neuerer
Denker.

Zweytes Bändchen.

*Mens bona si qua Dea es, tua nos in
sacraria conde!*

PROPERTIUS.

Iena,
bey J. G. Voigt. 1798.

*Was ist heilig? das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet, bünd es auch nur leicht, wie die Binse
den Kranz.*

*Was ist das Heiligste? das, was heut und ewig die
Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger
macht.*



GOETHE.

V o r r e d e.

Die Aufmunterung, welche den Herausgebern *der Aussprüche etc.* bey dem ersten Bändchen, zu Theile wurde, feuerte sie auch an, mit eben der Anstrengung am zweyten zu arbeiten, um es mit der ihnen möglichen Vollkommenheit dem Publikum übergeben zu können.

Wer in diese Arbeit des Geistes sich hineingedacht, und sie vielleicht schon selbst versucht hat, wird gefunden haben, daß sie keine der leichtesten sey, ob sie sich gleich nur damit beschäftigt, was andere empfanden und dachten; er wird bekennen müssen, daß, um ein Goldkorn zu finden, manchmal viele unfruchtbare Steppen zu durchwandern sind.

Wir benutzten in diesem Theile bey einigen Artikeln, z. B. *Religion* und *Tod*, die Winke, welche uns einige achtungswerthe Gelehrte gaben, und

stellten die aufgenommenen Stellen chronologisch dar; bey den mehresten Rubriken gieng's aber nicht an, da oft die Stelle eines Alten durch die eines Neuern — und umgekehrt — zu erklären war. Das Ganze wird durch ein drittes Bändchen geschlossen seyn, welches durchgehends Aesthetische Gegenstände behandeln wird. Es werden folgende seyn: *das Schöne — das Erhabene — Natur — Kunst — Liebe — Ehe — Freundschaft — und Genuss.*

Auch an diesem Theile werden wir mit der nämlichen Liebe arbeiten, wie an den beyden vorhergehenden, theils um der Achtung des Publikums nicht unwürdig zu werden, und dann um unserm eigenen Genius Genüge zu leisten, der uns diese Arbeit unternehmen hiefs.

Das versprochene Verzeichniß der Schriftsteller und Schriften wird — seiner Vollständigkeit wegen — erst im dritten Bändchen folgen.

Die zwey Freunde.

G e g e n s t ä n d e
d e s
z w e y t e n B ä n d c h e n s.

	Seite.
Religion.	I
Offenbahrung.	41
Wunder.	55
Christenthum.	68
Geist.	99
Schwärmerey.	III

	Seite:
Fürst.	125
Freyheit. (bürgerliche)	148
Revolution.	180
Tod.	225

Verbesserungen.

Seite 17 lese man anstatt Rehberg — der Recensent von
Kants Critik der pract. Vern. in der Allg.
L. Z. Jahrg. 1788.

S. 56 Zeile 3 l. m. Beyspiels st. Beyspiel.

— — 4 von unten stehe nach „ das ist „ ein Comma.

— — 5 — — stehe nach „ das ist „ ein Comma.

S. 57 Z. 2 l. m. bedeutende st. beteudende.

S. 59 Z. 12 l. m. komme st. kommen.

S. 66 Z. 2 stehe ein kleines v beym Worte violente.

S. 73 Z. 11. l. m. dem st. den.

S. 74 Z. 6 v. u. l. m. Christenthum st. Christum.

S. 75 Z. 8. stehe statt eines Punktes ein Strichpunkt.

S. 78 Z. 11. v. unt. l. m. nach „ auf einer „ das Wort
Stufe.

S. 81 Z. 8. v. unt. l. m. Sadduzäern st. Sadullem.

S. 115 Z. 10. l. m. Phantome st. Phatome.

S. 117 Z. 9. l. m. Fanatism, st. Fanatise.

S. 119 Z. 4. v. unt. l. m. frostige st. trostige.

S. 120 Z. 9. v. unt. l. m. lucianischen st. lucinianischen.

S. 121 Z. 8. stehe nach „ zu thun ist „ ein : und das
Wörtchen So mit einem kleinen f.

S. 122 Z. 7. v. unt. l. m. nach „ hier ist mehr „ das Wört-
chen: als.

— Z. 4. v. unt. l. m. vor dem „ entreißt „ das
Wörtchen: sich.

S. 123 lese man unten Hemsterhuis st. Hemstadius.

S. 126 letzte Zeile l. m. erste.

S. 157 Z. 14. l. m. des st. das.

S. 158 Z. 3. v. unt. stehe nach „ einzig und „ noch das
Wort allein.

S. 170 und so überall stehe Iacobi st. Iakobi.

S. 190 Z. 18. l. m. Volksrepräsentanten st. Volksreprä-
senten.

S. 194 Z. 2. v. unt. l. m. statt des ersten Worts beyden —
leyden.

S. 195 Z. 14. l. m. nur st. mir.

S. 225 lese man Euripides st. Euripedes.

- S. 225 Z. 2. v. unt. stehe nach „ stammt „ ein Comma.
S. 226 Z. 11. stehe statt größte — Größte.
S. 231 Z. 12. v. unt. stehe nach „ Nein „ ein! —
S. 234 lese man unten Scheikh Moslaeddin Sadi.
S. 236 l. m. Petrarca st. Petrarcha.
S. 239 Z. 9. v. unt. l. m. nach „ dagegen “ wenn.
S. 244 Z. 2. l. m. st. sie — Sie, so überall in dieser
Stelle, wo das Wörtchen in dem Sinne vorkommt.
S. 248 Z. 3. v. unt. l. m. Wird er st. Wieder.
S. 254 Z. 8. v. unt. l. m. innigen st. einigen.
S. 262 Z. 8. l. m. Gebilde st. Gefilde.
— Z. 19. stehe nach „ Unsterblichkeit „ ein Comma.
S. 264 Z. 11. l. m. Schläfer st. Schäfer.
S. 269 Z. 6. stehe blauen st. Blauen.

So auch bitten die Herausgeber, S. 206 und 224 anstatt
Hippel, Jean Paul Fr. Richter zu lesen, und
überhaupt, wo Verf. des Hesperus steht; desglei-
chen überall Hippel, wo Verf. der Lebensläufe,
der Kreuz- und Querzüge angezeigt ist.

R E L I G I O N.

Ein jeder soll sein Herz von allem Bösen reinigen und rein bewahren; denn ein *schlechter Mensch kann Gott nicht ehren*. Auch wird Gott nicht, gleich einem schlechten Menschen, durch Gaben und kostbare Feyerlichkeiten gewonnen, sondern durch Tugend, und durch freye Erwählung edler und gerechter Handlungen. Deshalb muß ein jeder, der Gott gefällig seyn will, nach Vermögen gut seyn, in *Handlungen* und *Gesinnungen*, und das *Schändliche* mehr fliehen, als den *Schaden* an seinem Vermögen.

**ZALEUKOS, der Gesetzgeber
der Lokrier.**

Der Mensch, der seine Vernunft völlig zur Herrscherin seiner Begierden macht, vereinigt sich gleichsam mit Gott.

PYTHAGORAS.

Durch Sittlichkeit soll der Mensch, so weit es ihm gegeben ist, sich Gott ähnlich machen.

Sittlichkeit aber besteht in der Gerechtigkeit, in der Mäßigung der Begierden, in der Heiligkeit. —

Die Religion gewährt dem Rechtschaffenen zwey unschätzbare Vortheile: unge störten Frieden während seines Lebens, und beseligende Hoffnung in der Stunde seines Todes.

PLATON.

Wer seiner edleren Natur gemäß lebt, und ihre Sorge sich angelegen seyn läßt, und in jeder Rücksicht denkt und handelt, wie es eines vernünftigen Wesens würdig ist, nur der ist Gott selbst angenehm.

ARISTOTELES.

Der ehret Gott wahrhaft, der, so viel in seinen Kräften steht, seine Gefinnungen zu gottähnlichen erhebt. Liebe Gott mehr als dein Leben. Wenn du Gott nicht liebst, so kannst du dich ihm nicht nähern. Du wirst aber Gott nicht lieben, wenn du dich nicht Gott ähnlich gemacht hast.

SEXTUS, *der Pythagoräer.*

Die alten Weisen in Äthiopien lehrten in Gleichnissen und Symbolen: man solle die Götter durch Enthaltung vom Bösen verehren.

DIOGENES *von Laerte.*

Was fasten wir? du (Gott) siehst nicht darauf; wir martern uns, du achtest es nicht. —

Das Fasten endet sich in Zank und Streit; den Schwachen schlägt ihr — wozu dies Fasten, daß das Geschrey gen Himmel steigt? Ist das ein Fasttag, den Gott von euch fodert, daß sich ein Mensch nur quäle, er sein Haupt wie Schilfrohr hänge, auf Sack und Asche liege? — Das nennest du Ihm zu Ehren fasten, das wäre ein Tag, der Ihm gefiele? — Dein Fasten sey: *der Unschuld Fesseln brechen, den Belasteten der Bürde entladen, den Unterdrückten befreien, und sein Joch zertrümmern.* Brich dem Hungrigen dein Brod, den dürstigen Wanderer führe in dein Haus, den Nackten, welchen du siehst, bekleide; verachte den nicht, der von eben dem Fleische ist, wie du: dann leuchtet deinem Trübfinne Licht, und deine Mitternacht wird Mittag seyn.

JESAIAS, *der Prophet.*

Wie soll ich, sagst du — vor dem Herrn erscheinen? Wie niedersinken vor dem Hocherhabenen? Versöhnen ihn Brandopfer? oder jähriger Kälber Blut? Ob tausend Widder wohl, zehntausend Ströme Öhls dem Herrn gefallen? Ob wohl mein Erstgebohrner meine Sünde, ob meine Leibesfrucht die Schuld versühne? — O Mensch! dir ist, was Recht ist, oft gesagt worden, und was der Herr von dir fordert:

Gerecht seyn — Liebe üben — Gott verehren.

MICHA, *der Prophet.*

Ich habe Luft an der *Liebe* und nicht am Opfer; am *Erkenntniß Gottes* und nicht am Brandopfer.

HOSEA, *der Prophet.*

Ich halte nicht dafür, daß das göttliche Wesen sich, gleich einem schlechten Wucherer, durch Geschenke misleiten lasse. Es wäre ja schrecklich zu denken, daß die Gottheit auf unsere Gaben und Opfer schauete, nicht aber auf die *Seele, ob sie heilig und gerecht sey!*

PLATON.

Es zieme sich nicht für die Götter, sagte Socrates, wenn sie an großen Opfern mehr Wohlgefallen hätten als an kleinen. Dem Menschen seye es nicht zu wünschen ein *Mensch* zu seyn, wenn das *reichere* Opfer des Bösen den Göttern angenehmer wäre, als das *ärmliche* des Guten. Socrates glaubte daher, die Reinigkeit des Herzens seye bey den Göttern wesentlicher als die Pracht der dargebrachten Gaben.

XENOPHON.

Wer *unschuldsvoll* zum Altar tritt,
Des Hand mag ungefüllt erscheinen.

Die Gottheit achtet mehr auf seine Unze Mehl,
Als auf des Heuchlers prächtiges Opfer.

HORAZ.

Nichts ist so voll Trug und Falsch, als *mis-
brauchte Religion*, wo die Gottheit als Schand-
deckel der Bosheit dienen soll.

LIVIVS.

Auf, laßt uns ein *reines Herz*, das Ränke
und Falschheit hafst, in dessen Heiligthum
nichts wohnt, als Tugend, das sonst keinen
Werth,

als Seelenadel kennt, den Göttern weih'n!
Bringt das in ihre Tempel, und ihr könnt
getrosten Muths mit schlechtem Mehle opfern.

PERSIVS.

Persius hielt dafür, Gott würde durch einen
heiligen Sinn und ein aufrichtiges Herz, und
nicht durch Schlachtopfer, befänftiget. Die
himmlische Religion besteht nicht in Dingen, die
verworfen; sondern die aus der Tugend des Her-
zens, das vom Himmel geschenkt wurde, ent-
springen. Die wahre Verehrung Gottes ist, wo
der himmlische Sinn sich Gott selbst zum unbe-
fleckten Opfer hingiebt.

L. C. LACTANTIUS.

Die Essäer dienen Gott mit wahrer Gottesverehrung. Sie schlachten zwar keine Thiere zum Opfer, aber sie suchen, ihre Gefinnungen zu heiligen.

PHILO, *der Jude.*

Die wahren Gottesverehrer werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit. Er ist ein Geist, und die ihn verehren, müssen es thun im Geiste und in der Wahrheit.

JESUS CHRISTUS,

Aus jedem Volk, der Recht thut, ist Gott angenehm.

PETRUS, *der Apostel.*

Gott hat auf der Erde keine angenehmere Wohnstätte, als das *reine Herz*. Dem Höchsten braucht man keine Tempel von Steinen aufzuführen. — *Er soll in eines jeden Herzen wohnen!* — Willst du dir ihn geneigt machen, so sey *gut*. Der hat ihn geziemend verehret, der ihm ähnlich zu werden sich bestrebt.

SENECA.

Ich glaube, daß die Götter sich nicht so sehr freuen über diejenigen, die sie durch künstlich abgefaßte Gebetsformeln, als vielmehr über die, welche sie durch Unschuld und heiligen Wandel verehren.

PLINIUS, *der jüngere.*

Der wahre Dienst der Götter besteht darin, daß wir sie mit reiner und ganzer Seele verehren.

HIEROCLES von Alexandrien.

Die alten Indier schlachteten ihren Göttern keine schuldlosen Thiere, noch bauten sie ihnen goldene und silberne Altäre; sondern wiesen den Gottesdienst bloß aufs Herz an, da sie behaupteten, daß Gott sich niemand nahen dürfe, außer denen, die Herren ihrer Sinnlichkeit wären.

ORIGENES.

Das höchste Wesen verlangt von dem Menschen nichts, als ein *Herz voll Unschuld*. Der, welcher Gott dieses zum Opfer bringt, hat ihn aufrichtig und mit wahrer Frömmigkeit geehrt. Die Verächter der Gerechtigkeit, wenn sie sich mit allen Lastern und Schandthaten befleckt haben, glauben religiös zu seyn, wenn sie die Tempel und Altäre mit Brandopfer verunreinigen, und um ihre Hausgötter zu ehren, alten Wein verschütten.

Der Mensch weihe sein Herz zum Wohnorte Gottes ein, denn der Mensch ist Gottes Tempel. — Und wenn er Gott dem Vater und Herrn mit diesem Eifer, mit dieser Ergebung und Verehrung diene, dann ist sein gerechter Wandel vollkommen, er hat den Gesetzen Gottes

Gehorsam geleistet, und der Religion und seiner Pflicht genug gethan.

L. C. LACTANTIUS.

Kaiser Valentinian der erste hat sich besonders durch die Regierungsform verherrlicht, daß er zwischen den verschiedenen Religionspartheyen eine genaue Mitte hielt, niemand desfalls beunruhigte, und weder eine gewisse Art gottesdienstlicher Verehrung durch Befehle allgemein zu machen suchte, noch die Unterthanen durch geschärfte Verordnungen nöthigte die Religion anzunehmen, zu der er sich selbst bekannte, vielmehr ließ er alles in dem Zustande, in welchem er es beym Antritt seiner Regierung gefunden hatte.

AMMIANUS MARCELLINUS.

Wir können keine Religion gebiethen, weil niemand kann gezwungen werden gegen seine Überzeugung zu glauben.

THEODORICH, *König der Ostgoten.*

Da es Zulassung Gottes ist, auf mehrere Arten *Ihn* zu verehren, so erkühnen wir uns nicht *Eine* zu gebiethen. Wir erinnern uns gelesen zu haben, daß wir nicht mit Zwang, sondern aus freyem Willen Gott dienen sollen. Wer sich

unterstünde, anders zu thun, der würde gerade den Befehlen des Himmels entgegen handeln.

THEODOHAD, König der Ostgoten.

Die Weisen haben schon erinnert, daß niemand sich die *Verehrung Gottes*, oder die *Beobachtung seiner Gebote*, um einer Sache willen, zum Ziel vorsetzen dürfe. Und dies meinte ein Mann, der bis zur Wahrheit gedrungen war: *Antigonus* von Socho sagte, sey nicht wie Sklaven, die ihren Herrn um des Lohnes wegen dienen, sondern wie die, die ihren Herrn nicht wegen des Lohnes dienen. Er wollte damit sagen: man müsse der Wahrheit glauben, um der Wahrheit willen, und daher heißt es auch: *man muß Gott aus Liebe dienen*. Unsere Weisen haben gesagt: in seinen Geboten ist das höchste Vergnügen. Rabbi Eliezer sagt: demnach ist in den Geboten selbst Vergnügen, nicht in ihren Belohnungen. —

Vielleicht sagst du, ich will das Gesetz lernen, daß ich reich werde, daß man mich Rabbi nenne, daß ich Belohnung im künftigen Leben empfangen; aber die Schrift sagt, 5 Mos. XIX, 9: *was du thust, thue zur Liebe Gottes*.

MOSE BAR MAIMON.

Ein Heide sprach: Rabbi, lehret mich das ganze Gesetz, indem ich auf einem Fusse stehe! Samai, an den er diese Zumuthung vorher er-

gehen liefs, hatte ihn mit Verachtung abgewiesen; allein der durch seine unüberwindliche Gelassenheit und Sanftmuth berühmte *Hillel der ältere* sprach: Sohn! *liebe deinen Nächsten wie dich selbst.* Dieses ist der Text des Gesetzes. Alles übrige ist Kommentar. Nun gehe hin und lerne.

MENDELSSOHN.

Ist der ohne Religion, der Gott als das höchste Gut anerkennt, und ihn darum mit freyer Seele zu lieben anbefiehlt? Dessen Lehre ist: hierin allein bestehe unsre höchste Glückseligkeit, und unsre höchste Freyheit? —

Die gemeine Meynung der Leute hält Religion, Menschenliebe, und überhaupt alles, was Stärke des Geistes erfordert, für eine Last, die sie nach dem Tode abwerfen können, und hoffen dann Belohnung für ihre Sklaverey (wofür sie Religion u. s. w. halten) zu erlangen. Doch ist die Furcht vor schrecklichen Strafen nach dem Tode ihnen ein noch weit stärkerer Bewegungsgrund als die Hoffnung auf Belohnungen. — Wenn ihnen diese Erwartungen benommen würden, und sie nun glaubten, daß die Seele mit dem Körper vergehe, so würden sie sich ganz ihren Neigungen überlassen, und ihre Handlungen blos von ihren Begierden abhängen lassen. Sie würden sich lieber dem Glücke unterwerfen, als der Vernunft gehorchen wollen. Dies Verfahren ist aber doch im Grunde eben so unge-

reimt, als wenn sich jemand mit Gift oder andern tödtlichen Dingen sättigen wollte, weil er nicht glaubt, daß auch die gesündesten Speisen ihn bis in Ewigkeit erhalten könnten.

SPINOZA.

Die menschliche Vernunft erkennt das aus Liebe und Vertrauen herrührende Bestreben, nach Gottes Willen zu handeln, als den einzigen wahren Gottesdienst: von äußern Ceremonien weiß sie nichts.

CHRISTIAN THOMASIUS.

Die wahre Religiosität, und die wahre Glückseligkeit besteht in der Liebe Gottes — in der aufgeklärten Liebe, wo der Eifer mit dem Geiste vereinigt ist. Diese Liebe ist die Quelle der guten Handlungen, welche der Tugend ihren wahren Glanz giebt. Sie beziehet alles auf Gott, und verbindet so das *Menschliche* mit dem *Göttlichen*; denn Erfüllung seiner Pflichten durch Befolgung des Vernunftgesetzes ist Erfüllung der Befehle des Himmels.

Der Zweck der wahren Religion soll seyn, die *Grundsätze der Sittlichkeit tief in seine Seele einzudrücken*. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß die Menschen überhaupt, besonders aber die Lehrer der Religion, sich so weit von demselben entfernen konnten.

LEIBNITZ.

Man verwechsele doch das Ceremoniell eines Glaubens nicht mit der Religion. Der Dienst, den Gott verlangt, ist der Dienst des Herzens, und dieser ist jederzeit einförmig, wenn er aufrichtig ist. Man muß in der That eine sehr thörichte Eitelkeit besitzen, wenn man sich einbilden kann, es sey für Gott so sehr wichtig, wie sich die Priester kleiden, in welcher Ordnung sie ihre Worte vorbringen, was für Geberden sie am Altare machen, und wie vielmal sie die Knie beugen. — O mein Freund, erhebe dich wie du willst, du wirst immer nur auf der Erde wandeln. Gott will im Geist und in der Wahrheit angebetet seyn. Diese Pflicht ist in allen Religionen enthalten, ist in allen Ländern und von allen Menschen anerkannt.

ROUSSEAU.

Kein Volk ist in der Welt, in dessen Glauben nicht etwas Wahres sey, und wär' es nichts, als das: es ist ein Gott! Schon Grund genug, als sein Geschöpf ihm treu zu seyn. Je weiter dieser Gedanke entwickelt ist, um desto besser ist die Religion.

PFRANGER.

Ein verrätherischer Freund ist der gefährlichste Feind, und ich will ganz kühnlich sagen, daß beyde *Religion* und *Tugend* mehr Nachtheil von Heuchlern erlitten haben, als die witzigsten

Freygeister, oder Ungläubige ihnen hätten zuziehen können. Ja noch mehr, so wie diese beyden in ihrer Reinigkeit mit Recht die Bande der bürgerlichen Gesellschaft genannt werden, und wirklich für die Menschen von der größten Wohlthätigkeit sind: so sind sie auch, wenn sie durch den Gift des Betrugs, des vorgegebenen Eifers und der eigensüchtigen Anhänglichkeit angesteckt worden, zum größten bürgerlichen Fluche gediehen, und haben die Menschen fähig gemacht, über ihr eigenes Geschlecht das grausamste, bitterste Elend zu verbreiten.

FIELDING.

Eine Staatsverfassung muß auf Tugend und Religion förmlich — ich sage *förmlich* — weder gegründet seyn, noch dieselben sich zum Ziele setzen. Tugend und Religion sind die Sachen des *Menschen*, und nicht des *Bürgers*; sie sind die allgemeinen und ewigen Triebfedern im Reiche der Geister, zu edel und zu erhaben, um nur Räderwerk in einer Maschine zu vergänglichen Zwecken vorzustellen. Und das ist vollends widersinnig, wenn man mit den elenden Gewichten einer solchen Maschine jene Triebfeder selbst in Bewegung setzen will. So lange in diesem Zirkel herumgelaufen wird, muß die Religion den Staat, und der Staat die Religion verderben. Einen Gott sich darum nur zu wünschen, daß er unsere Schätze hüte, unser Haus

in Ordnung halte, ein bequemes Leben uns verschaffe, das scheint mir ein Gräuel.

Wer aber sieht nicht täglich, daß man die Religion mit solchen Trägern unterfangen will? Und sie muß als Dienerin des Staats so weit *hinunter* sinken, hinunter bis zum Menschenwerke, zum Betrüge, zum Gespötte der Vernunft. Wahre, *göttliche* Religion hat nie der Erde fröhnen wollen; auch wollte sie dieselbe nie beherrschen. Dafür ist ein andrer Geist, und an ihn auch ein andrer Glaube. Von den Übeln, welche dieser angerichtet, zeugen alle Blätter der Geschichte. — „*Siehe da, euer Gott und eures Gottes Dienst!*“ — ruft der Spötter der Religion. Und der thörichte Priester eifert und bemühet sich die Schande abzuwaschen: *Gott* will er retten, und er rettet nur den *Teufel*. —

Wer kann läugnen, wenn er Geschichte, Erfahrung und Vernunft zusammen nimmt, daß Religion, als *äusserliches Mittel* gebraucht, von Schwärmerey und Aberglauben unbegleitet, nichts; in dieser Begleitung aber, lauter Böses wirket. So lange unsere Priester also eine andere als die reine, heilige, innerliche wahre Lehre predigen, und nicht Gott allein das übrige befehlen; so lange sie uns nach dem Himmel sehen heißen, nur *darum*, weil er uns die Erde düngt — den Geist erniedrigen zum Koth; so lange sie die Finsterniß nur *schmücken* wollen

mit dem Lichte; und anstatt den Satan zu vertilgen, ihn zum gütlichen Vertrage überreden, ihn *befreunden* wollen mit der Gottheit: so lange hasse ich sie mehr, als ich den Gottesläugner hasse. Dieser zeigt mir wenigstens sein höchstes Gut da wo es liegt; er will mich nicht betrügen und betrügt mich nicht, er giebt mir seine Wahrheit rein, und ist vielleicht ein zehnmal frömmerer Mann als der ihm flucht.

F. H. JACOBI.

Was du auch für eine Parthey ergreifst, so denke daran, daß die ächten Pflichten der Religion nicht aus menschlichen Anstalten hergeleitet werden können; daß ein *rechtschaffenes Herz* der wirkliche Tempel der Gottheit, daß in jedem Lande und unter allen Sekten — *Gott über alles, und seinen Nächsten als sich selbst zu lieben* — die Hauptsumme des Gesetzes sey; daß es keinen Glauben gebe, der von den Pflichten gegen das Sittengesetz losbindet, daß nichts so wesentlich sey, als Pflicht; daß der innere Gottesdienst die erste aller Pflichten, und daß ohne diesen Glauben keine wahre Tugend sey.

ROUSSEAU.

Religion und Tugend sind ihrer Natur nach eins, wie die Vollkommenheiten in Gott eins sind; ihre Anwendung ist verschieden, aber ihre

Natur besteht in der *einfachen, unveränderlichen Liebe zum Guten.*

JERUSALEM.

Das moralische Gesetz führt durch den Begriff des höchsten Guts, als das Object, und den Endzweck der reinen praktischen Vernunft zur Religion, das ist, zur *Erkenntniß aller Pflichten, als göttlicher Gebote*, nicht als Sanktionen, das ist, willkührliche für sich selbst zufällige Verordnungen eines fremden Willens, sondern als wesentliche Gesetze eines jeden freyen Willens für sich selbst, die aber dennoch als Gebote des höchsten Wesens angesehen werden müssen.

KANT.

Wenn wir sagen: ein Mensch hat Religion: so heist dies so viel, als, er beobachtet seine Pflichten mit der Überzeugung, dadurch zugleich den Willen Gottes zu erfüllen.

Der Grund, warum wir das Gesetz unserer Freyheit als den Willen Gottes ansehen müssen, ist, weil die praktische Gültigkeit des Sittengesetzes nur unter der Voraussetzung eines weisen, und gerechten Regierers der Welt Statt finden kann.

TIEFTRUNK.

Wie der Erkenntnißgrund für das Daseyn und die Eigenschaften der Gottheit — so die Religion.

Der *moralische* Erkenntnißgrund ist die unerschütterliche Grundfeste der Religion; ich be-
rufe mich auf die Festigkeit und Evidenz, die er
aus seiner Quelle, der praktischen Vernunft,
zieht, und woran ihm kein historischer und kein
spekulativer Beweis gleich kommen kann. Wer
dies noch nicht gefühlt hat, der hat über den
Grund des Vernunftglaubens entweder gar nicht,
oder nur flüchtig nachgedacht; hat ihn über den
Scheingründen, womit er sich bisher beholfen
hat, vernachlässiget; hat sich von den unbe-
stimmten Begriffen von moralischer Gewissheit,
die bisher in der gelehrten Welt gäng und gäbe
waren, irre führen lassen.

REINHOLD.

Die Religion, als Frucht der moralischen Ge-
finnung, ist das erhabenste Produkt des mensch-
lichen Geistes, und die Einkleidung ihrer Prin-
cipien in Gesetze der Erscheinungen, die schönste
Dichtung des Verstandes, und in wirkliche We-
sen, die schönste Blüthe der Einbildungskraft.

REHBERG.

Religion, recht gebraucht, ist es, welche
die edelste Frucht im Himmel und auf Erden,
die moralische Gefinnung erhält, wartet, und

schützt. Vermittelt der Religion wird das Gesetz in uns zum obersten Weltgesetz, das Gesetz der Freyheit zum obersten Princip aller Naturgesetze. Sittliche Güte, und mit ihr harmonirende Glückseligkeit hat dann in Gott und durch Gott nicht bloß ideales, sondern reales Daseyn. Im Glauben und in der Hoffnung ist das höchste vollendete Gut nicht bloß erreichbar, sondern schon erreicht.

GREILING.

Religion — als moralische Gottesverehrung — setzt Entwicklung der moralischen Vernunft voraus. Einer uneigennütigen Religion war nur eine uneigennütige Gottheit empfänglich; allein diese konnte nur von uneigennütigen Menschen gedacht, geglaubt, und verehrt werden. Zu dieser höchsten Reinheit der Religion gelangt der Mensch auf der Stufenleiter der Ausbildung seiner gröbern und feinern Sinnlichkeit, seines Verstandes, seiner empirischen, und seiner reinen Vernunft.

C. C. E. SCHMID.

Nicht Buchstabe, Ceremonie, Vorurtheil, Herkommen, Gesetze oder Zwangspflichten, sondern *Geist*, d. i. Licht und Kraft der Wahrheit soll uns als *Religion* gelten.

Je reiner eine Religion war, desto mehr mußte und wollte sie die Humanität befördern.

Dies ist der Prüfstein selbst der Mythologie der verschiedenen Religionen.

HERDER.

Da alle Religion darin besteht, daß wir Gott für alle unsre Pflichten als den allgemein zu verehrenden Gesetzgeber ansehen, so kömmt es bey der Bestimmung der Religion — in Absicht auf unser ihr gemäßes Verhalten — darauf an, zu wissen: *wie* Gott verehrt und gehorcht seyn *wolle*. Ein göttlicher gesetzgebender Wille aber gebietet entweder durch an sich *blos statutarische*, oder durch *rein moralische Gesetze*. In Ansehung der letzteren kann ein jeder aus sich selbst durch seine eigne Vernunft, den Willen Gottes, der seiner Religion zum Grunde liegt, erkennen; denn eigentlich entspringt der Begriff von der Gottheit nur aus dem Bewußtseyn dieser Gesetze, und dem Vernunft - Bedürfnisse, eine Macht anzunehmen, welche diesen, den ganzen, in einer Welt möglichen, zum sittlichen Endzweck zusammenstimmenden Effekt verschaffen kann. Der Begriff eines, nach bloßen reinmoralischen Gesetzen bestimmten göttlichen Willens läßt uns, so wie nur Einen Gott, also auch nur Eine Religion denken, die reinmoralisch ist. Wenn wir aber statutarische Gesetze desselben annehmen, und in unsrer Befolgung derselben die Religion setzen, so ist die Kenntniss derselben nicht durch unsere eigene bloße

Vernunft, sondern durch Offenbarung möglich — welche ein *historischer*, nicht ein *reiner Vernunftglaube* seyn würde. — Es mögen nun aber auch statutarische göttliche Gesetze (die sich nicht von selbst als verpflichtend; sondern nur als geoffenbarter göttlicher Wille für solche erkennen lassen) angenommen werden; so ist doch die reine *moralische* Gesetzgebung, dadurch der Wille Gottes ursprünglich in unser Herz geschrieben ist, nicht allein die unumgängliche Bedingung aller wahren Religion überhaupt, sondern sie ist auch das, was diese eigentlich ausmacht, und wozu die statutarische nur das Mittel ihrer Beförderung und Ausbreitung enthalten kann.

KANT.

Religion, als zum Vollendungsstande gehörig, kann erst durch Moral entstehen; — und es ist eine sehr unweise Umkehrung, die Religion zum Grunde der bürgerlichen Gesetze zu machen, da jede Religion vor vollendeter Moral ein Götzendienst ist, der doch wohl von keinem vernünftigen Wesen andern vernünftigen Wesen gebothen werden darf. Wahre Religion ist ein Produkt der Freyheit, und wird durch jeden äußern Zwang vernichtet.

K. L. PÖRSCHKE.

Religion besteht eigentlich aus *Erkenntnissen*, welche *Sittlichkeit* unterstützen und befördern. Ich darf sie daher mir gegen jedermann durch Zwang erhalten. — Auch wenn meine Religion falsch wäre, würde dasselbe gelten; denn ich handle nach meiner Überzeugung und nach meiner subjectiven Erkenntniß von Sittlichkeit.

GOTTLIEB HUFELAND.

Unabhängig von Talenten, Fähigkeiten, Einsichten, und allem, was *Gabe der Natur* und des *Glückes* in irgend einem Sinne heißen kann, gehört die auf *Moralität* gegründete Religion zu demjenigen Werth, den der Mensch allein in seiner Gewalt hat, zu dem *einzigsten Gute*, was ihm nicht gegeben, und nicht genommen werden kann. Ihre Überzeugung ist die *Weisheit des Himmels*, die den Weltklugen und Mächtigen dieser Erde ein Geheimniß bleibt, und nur denen, die in den Augen jener eingebildeten Großen klein sind, geoffenbahrt wird.

REINHOLD.

Eine Religion, welche ganz nach den Forderungen der Sittenlehre eingerichtet und gegründet ist, und dazu beyträgt, daß wir tugendhafter werden, welche dagegen nichts enthält, was uns in der sittlichen Vollkommenheit hindert, ist eine *moralische Religion*. Da nun die

Befolgung der Moral unser höchster Endzweck, und Religion nur in so fern das ist, was sie seyn soll, in wie fern sie diesen Zweck befördert: so ist die moralische Religion auch die *einzige wahre*.

F. H. C. SCHWARZ.

Es kann wohl verschiedene *Glaubensarten* historischer, nicht in die Religion, sondern in die Geschichte der zu ihrer Beförderung gebrachter, ins Feld der Gelehrsamkeit einschlagender Mittel und eben so verschiedene *Religionsbücher* (Zendavesta, Vedam, Koram u. s. w.) geben, aber nur eine einzige, für alle Menschen und in allen Zeiten gültige *Religion*. Jene also können wohl nichts anders, als nur das Vehikel der Religion, was zufällig ist, und nach Verschiedenheit der Zeiten und Örter verschieden seyn kann, enthalten.

KANT.

Die wahre Religion stört die Rangordnung weder der Tugenden, noch der Pflichten. Sie bringt keine neue hervor, die nicht schon aus unserer Natur, und aus unseren Verhältnissen in der Welt entstünde; sie giebt keiner einen besondern Werth, den sie nicht aus ihrer innern Vortrefflichkeit, und ihrem Nutzen erhielte. Sie verstärkt nur den Antrieb zu allen, sie veredelt den Endzweck von allen; sie stärkt den

Muth, darnach zu streben, indem sie uns eine Möglichkeit zeigt, daß diejenige Vollkommenheit dereinst zur Reife gelangen könne, die wir hier so langsam wachsen sehen, daß wir, ohne diese Aussicht, oft aus Verzweiflung aufgeben würden, ihrer zu warten.

Die wahre Religion der Vernunft läßt freylich den Menschen zuweilen kalt. Denn wer ist immer Geist, — und großer Geist genug, um sich die Wahrheiten von Gott mit Lebhaftigkeit vorzustellen? Sie hat weniger Einfluss auf einzelne Handlungen: aber sie regiert mehr die ganze Aufführung; der Zweck ist richtiger; die Regeln sind ficherer, und übereinstimmender.

Unstreitig giebt die Religion der Tugend, die durch sie belebt wird, eine Erhabenheit, welche die bloß von nähern, menschlichen Bewegungsgründen unterstützte nicht hat. Nichts verbindet den Menschen so mit dem Universum, als Gott, oder mit andern Worten, nichts kann seinen Zusammenhang mit dem Ganzen ihm so oft in Erinnerung bringen, und zu einer solchen Quelle moralischer Empfindungen und Triebfedern für ihn machen, als die Religion. Aber dieser Zusammenhang und das darauf gegründete Verhältniß ist der höchste Maassstab des Rechts. Empfindungen, die aus der Betrachtung desselben entstehen, sind, da sie immer unabänderlich dieselben bleiben, am besten geschickt, diejeni-

gen Abwechfelungen und Widersprüche der Leidenschaften, welche aus eingeschränkten Ansichten der Welt, und die, welche blos aus unserer persönlichen Lage und den Vorfällen des jetzigen Augenblicks herrühren, zu mindern, und dadurch ein der Tugend und der Zufriedenheit günstiges Gleichgewicht in unserm Gemüthe hervorzubringen,

GARVE.

Die Menschen lehren eine allgütige, allweise, allmächtige Gottheit kennen, welche nichts als das grösste mögliche Wohl des Ganzen will, und der nichts gefällt, als Unschuld, Tugend und Vollkommenheit; sie lehren, dafs des Beyfalls, und der Wohlthaten dieser Gottheit durch Wohlthun, und durch Gerechtigkeit sich würdig machen, der erhabenste Gottesdienst ist; ihnen die enge Verknüpfung eines vergänglichlichen Daseyns mit einem unvergänglichen Leben zeigen: dieses sind die grofsen Absichten der wahren Religion, und die Kennzeichen derselben,

ISELIN.

Die göttliche Religion verhält sich gegen Handlungen nicht anders, als gegen Gefinnungen, weil sie Handlung blos als Zeichen der Gefinnung befiehlt. Sie ist eine moralische Person, aber ihre Rechte kennen keinen Zwang;

sie treibet nicht mit eisernem Stabe, sondern leitet am Seile der Liebe. Sie zückt kein Rachswerdt, spendet kein zeitliches Gut aus, maßet sich auf kein irrdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Überführung; ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit; die Strafen, die sie androhet, sind, so wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe, heilsam und wohlthätig für die Person selbst, die sie leidet.

An diesen Merkmalen erkenne ich dich, Tochter der Gottheit, Religion! die du in Wahrheit allein die seligmachende bist, auf der Erde, so wie im Himmel,

MENDELSSOHN.

Religion! du Tochter des Himmels, Heil und Führerin der Menschen, Lehrerin der Duldung und Liebe! Wie lange, Urania, wirst du noch die Hülle und das Werkzeug des Fanatismus, des Hasses, der Zwietracht, der Heuchelei, der Verläumdung, und jeder andern sehr irrdischen Leidenschaft seyn? Deine vorgeblichen Bekenner und Vertheidiger glauben, Gott und den Himmel an Menschen zu rächen, und der Gott des Friedens will keine Rache; sie rächen unter diesem alles verheerenden Vorwande ihren beleidigten Stolz, ihren Dogmatismus, ihren gehinderten Vorthail, ihre mißlungenen Anschläge auf Alleinherrschaft; sie rächen ihre,

nicht Deine Sache, und sie erborgten von dir den Namen, um sich dahinter zu verbergen. — Wie lange soll das noch dauern? — Warum find Schwärmer, unverträgliche, herrschfüchtige Menschen, und Böfewichter noch immer deine blutigierigsten und unverföhnlichsten Vertheidiger? Warum soll vom *Sokrates* an bis auf den heutigen Tag der einzige Mann von Einsicht und Uneigennützigkeit der Antipode deiner Apostel, dein Feind seyn, und dir zum Gott wohlgefälligen Opfer geschlachtet werden? — Nein! — Das willst, das lehrest du nicht. —

A. WEISHAUPT.

Die Vormünder der Religion waren immer zu nachsichtig gegen die Fürsten, von denen sie Schutz und Schirm zu erhalten suchten. Daher ward Religion, die das einzige Mittel gewesen wäre, der Tyranney zu steuern, selbst Mitschuldige aller jener Verbrechen. Ja noch mehr: schmeichlerische Priester hatten die Verwegenheit, selbst Tyrannen unter den Schutz des Himmels zu setzen; — und dies war der Grund, ihren Usurpationen den Mantel der Heiligung umzuwerfen.

DER VERF. *des Systeme de la Morale.*

Religion, die Fleckenlose, mit keinen menschlichen Zusätzen verbrämt, mit keinen Lappen von Andächtelei behangen — könnte unmög-

lich Feinde haben! Theologen, die sie verunzieret und entstaltet haben, haben sie auch manchem verächtlich und lächerlich gemacht. Doch man entkleide sie nur von den vielen Anhängeln; in ihrer ursprünglichen Reinheit, und in ihrer himmlischen Simplicität wird sie alle Herzen wieder gewinnen.

DIETLS.

Die Religion muß die Sache der Sittlichkeit seyn, als Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen nicht Religion, und das Finanzgeschrei der durch ihre philosophischen Irrthümer und durch ihre politischen Gewaltthätigkeiten bankerot gewordenen Staatskünstler, daß wir wieder zu Religiosität zurückgestimmt werden müssen; dieses Finanzgeschrei einer Staatskunst, die, nachdem sie das Menschengeschlecht auf das Äußerste gebracht hat, sich nun auch selber auf diesem Äußersten findet, wird uns, *so wie es ist*, weder zur Religion, noch zur Sittlichkeit, noch irgend wohin bringen.

Göttlich ist die Religion einem jeden Menschen nur in so weit, als sie in ihm selbst ein Werk seiner selbst ist; — in so weit sie in ihm ein Werk seines thierischen, und seines gesellschaftlichen Verderbens ist, in so weit ist sie nur gottesdienstlich, und in so weit mit sinnlichen Neigungen und thierischen Begierden innigst verwoben.

Die beste Religion für das Menschengeschlecht ist daher diejenige, die in ihrem Wesen am meisten göttlich, in ihrer Form aber am wenigsten, und doch genugsam gottesdienstlich ist, um meinem Geschlecht in jedem Grade der Kultur, auf der es stehen mag, dennoch durch ihre Sinnlichkeit Handbietung zu leisten, gegen den Thiersinn seiner Natur.

Wenn die Bilder von Gott, und göttlichen Dingen das Ebenmaafs in den allgemeinen Vorstellungen der Menschen von dem, was schön und gut ist, zerstören, so leiten sie selbige mit unsichtbarer Gewalt zu einem mit frömmelnder Einseitigkeit, und Menschen schwächenden, Bildern anstaunenden, Traumdienst, und weil sie überhaupt schwach sind, und ein blödes Geschlecht, so macht sie *dieser* innere Gottesdienst auf der einen Seite sorglos, unaufmerksam, gedankenlos, und blind, und auf der andern Seite misstimmt er ihre Empfindungen, entwickelt in ihnen Ansprüche, die sie nicht behaupten können, und macht sie dadurch in sich selbst gekehrt zu einem krummen, geheimen, verschlagenen Lebensgang geneigt, und nicht selten im Namen des Herrn, ihres Götzen, gewaltthätig.

PESTALOZZI.

Alle Religion, alle Gottesverehrung, die nicht die Vervollkommnung der Menschen zum

Endzweck hat, kann Gott nicht gefallen, ist
Entehrung, Verleugnung.

JERUSALEM.

Dir, Gott, wird nicht gedienet,
Noch wird dein Zorn gefühnet,
Allselig höchstes Gut!
Sich selber baut die Himmelsleiter,
Wer, hell von Geist, im Herzen beiter,
Nach deinem Willen thut!

Vergieb dem Himmelskäufer,
Der, Gott, mit Glaubenseifer
Vor dir in Demut strotzt!
Der fromm um deiner Rach' Entflammung,
Um Andersmeinender Verdammung,
Um Wundergaben trozt!

Vergieb ihm, wer, dem Segen
Des jungen Lichts entgegen,
Um altes Dunkel bat!
Wer bald ein Peiniger der Brüder
Durch Seufzen ward, bald herrisch nieder
Mit Priesterstolz sie trat!

J. H. Voss.

Ein Mann, dessen Gottesdienst im Wohlthun,
dessen Lehre in allgemeiner Liebe besteht — der
Türke mag ihm fluchen, wenn er nicht nach
Mekka, der Mönch ihn verdammen, wenn er

nicht nach Loretto wahlfahrtet — er lächelt über beyde, aber er steht dem Unglücklichen bey, und rettet den Unterdrückten. Er ist überzeugt, daß Glaube ohne Thätigkeit ein Körper ohne Leben sey, daß Rechtschaffenheit ihm die Pforte des Himmels öffnen müsse.

DIETLS.

Ich glaube, daß das Hauptstück und Wesen aller Religion darin bestehe, daß man Gerechtigkeit übe, barmherzig sey wie unser Vater im Himmel, und seine Nebenmenschen froh und glücklich zu machen suche.

THOM. PAINE.

Ihr Erdbewohner, lebet fröhlich!
Dies ist der Gottheit liebster Dank.
Anbeter, liebet Recht und Wahrheit!
Dies ist Gebet und Opferrauch.
Gesegnete, theilt aus den Seegen!
Dies macht euch eurem Geber gleich.

K. W. RAMLER.

Die Verehrung Gottes, wenn sie würdig seyn soll, kann nicht in Dienstleistungen, Ehrenbezeugungen, in bloßen mechanischen Religionsgebräuchen, oder in der Beobachtung einzelner Pflichten, sondern einzig und allein in der Annäherung unsers Willens an den göttlichen (— Tugend — Frömmigkeit), in der mo-

ralischen Reinheit des Herzens, der Gefinnungen und Handlungen bestehen.

CHR. FR. AMMON.

Dafs man die Religionshandlungen nur nach ihrem Äufsern, und nicht nach dem innern Geist betrachtete, dafs man nicht in Erwägung zog, dafs die Absicht und der Zweck der Handlung ihr wesentlicher Gehalt, und das reine tugendhafte Herz bey der Ausübung ihren wahren Werth bestimme; verursachte bey allen Religionen und zu allen Zeiten viele Irrungen und Feindseligkeiten unter den Menschen, verstümmelte und verunstaltete die Religion selbst.

SIMON HOCHHEIMER.

Religion, die sich auf Irrthümer gründet, und in ängstlichen Aberglauben ausartet; Religion, die in leeren Gebräuchen und Ceremonien, oder in dem unfruchtbaren Glauben an unbegreifliche Dinge besteht; Religion, die blos als Wissenschaft, als Theorie über gewisse Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt den Verstand des Menschen beschäftigt, aber sein Herz ungebeffert und unberuhiget läfst; Religion, die nicht ganz moralisch ist, nicht geradezu zur Besserung des Menschen abzielet, oder die wohl gar die Sünde und das Laster begünstiget: eine solche Religion hat keinen Werth.

G. J. ZOLLIKOFER.

Die Religion der Vollkommenen ist durchaus practisches Wissen von Gott, seinen Wohlthaten, seinem Willen und allen seinen Veranstaltungen zur Glückseligkeit, der Geschöpfe wie des Menschen, welches in lauter gute Thätigkeiten übergeht — mithin mehr *Weisheit* als *Wissenschaft*; nicht die fauerfüsse oder süßsaure Frucht der Gelehrsamkeit, Vielwissenheit und angemästen tiefen Eindringens in das Reich der Geister und das Wesen des höchsten Geistes, sondern die wohlschmeckende, erhaltende, stärkende oder heilende Frucht ernsthaften Nachdenkens über die allenthalben sichtbare Natur, über die Menschheit, an der man Theil nimmt, die man vor sich hat, zu deren Glück man beytragen soll, und über ihr Verhältniß gegen den Urheber aller Dinge; keine Gedächtnissache (denn es ist dabey nur wenig zu behalten), sondern Herzensangelegenheit. — Daher fühlt sie der Mensch, ehe sie in ihm Platz nehmen kann, als ein Bedürfniß seines denkenden Geistes wie seines verlangenden und wünschenden Herzens. Er geht mit der Erfahrung (auch einer Sache der Praxis) aus, daß ihm ohne sie nicht recht wohl ist, und endigt in der Erfahrung, daß ihm dabey wohl ist. Denn eben jenes Bedürfniß lehret ihn eine höchste verständige Ursache des Ganzen, welches wir die Welt nennen, annehmen, sie als das vollkommenste Wesen an Weisheit, Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit den-

ken; diesem besten Wesen alles Gute, was er genießt, dankbar zuschreiben, unter seiner Leitung gegen kein anscheinendes oder wirkliches Übel zu empfindlich seyn, sich derselben auch dann in Demuth unterwerfen; — — endlich ihm zutrauen, daß es so große, vielfache Anlagen und Kräfte nicht bloß für den engen Zeitraum seines gegenwärtigen Lebens, in welchem er sie kaum zur Hälfte ausbilden, vielweniger anwenden kann, ihm verliehen habe; und da er nun auch den Geist hat, sich als fortdauernd auf irgend eine Weise zu denken, und das Herz, es mit Empfindung der Ruhe und Heiterkeit zu hoffen: dies für seine Pflicht halten. Das alles erfüllt nun auch sein Herz mit inniger Bewunderung und Freude an dem Vollkommensten, und das ist seine Anbetung desselben, die auch oft in Erklärung seiner Wünsche gegen ihn, als einen stets nahen Freund, übergeht. So wie aber jene weder in einem kalten Erstaunen, noch einem geschwind auflodernden, aber auch eben so geschwind wieder verlöschenden, Feuer der Andacht, noch einem schreckhaften Erzittern besteht; so ist auch sein allgemeinstes und allumfassendes Gebet: „Gieb mir, was ich wünsche, wenn es mir gut ist; wo nicht, nun so wird es das Bessere seyn, welches nur ich itzt nicht zu wünschen verstehe.“ Bey einer solchen Verehrung des Höchsten kann es dem Voll-

kommern auch weder an Einsicht noch an Trieb fehlen, seinem Willen in Ansehung des menschlichen Verhaltens sich gemäß zu bezeigen. Er sieht deutlich den Vorzug ein, den seine Vernunft ihm vor dem Thiere giebt, die Absicht des Schöpfers einer Welt, in der alles von Absicht und Zweck zeuget, daß er sie, wie alle seine Fähigkeiten, ausbilden und bey jeder Gelegenheit anwenden, also *vernünftig denken, vernünftig leben, vernünftig handeln* solle; durch Vernunft über jeden blos thierischen Trieb, wie über alle seine Neigungen und Empfindungen herrschen; denen, die um ihn sind, mit Vernunft begegnen, andern, die unter ihm sind, mit Vernunft befehlen solle. Da er aber auch gefellige und wohlwollende Neigungen hat, wie sie kein Thier im gleichen Umfange und in gleicher Ausdehnung besitzt, und auch die Ausbildung seiner Vernunft wie seiner übrigen Fähigkeiten durch den Zutritt und Beystand Anderer ihm leichter gemacht werden soll; so sieht er eben so deutlich ein, daß er, nach göttlicher Absicht, in vernünftige Gesellschaft treten, in derselben mit seinen Talenten nützen und durch alle gesellschaftliche Tugenden das Glück und die Zufriedenheit seiner Nebenmenschen befördern soll. Er umfasset sie also auch mit Werthachtung und Zuneigung um Gottes willen, der ihnen allen wohl will; so wie Gott selbst der Einzige höchste Gegenstand seiner Ehrfurcht,

seiner Freude und seines Gehorsams oder seines Verlangens ist, ihm wohlzugefallen. —

So löset sich die Religion des Vollkommnern in Liebe Gottes und der Menschen auf. —

W. A. TELLER.

Die Religion stärkt das natürliche Gefühl von Pflicht, und daher kommt es, daß die Menschen gemeiniglich geneigt sind, auf die Rechtschaffenheit derer, bey denen die Grundsätze der Religion einen tiefen Eindruck gemacht zu haben scheinen, ein großes Vertrauen setzen. — Und wenn die reinen Grundsätze der Religion nicht durch unwürdigen Secten- und Parthei-Eifer verfälscht werden; wenn die erste Schuldigkeit, die sie fordert, darin besteht, allen Pflichten der Sittlichkeit nachzukommen; wenn die Menschen nicht angewiesen werden, nichtsbedeutende Gebräuche für heilige Pflichten der Religion zu halten, als Handlungen der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit; wenn sie sich nicht einbilden, man könne mit Gott gleichsam einen Handel treffen, und durch Opfer, und Ceremonien alle Laster bey ihm vergüten: — so hat die Welt unstreitig Recht, so zu urtheilen, und auf die feste Rechtschaffenheit des religiösen Menschen ein doppeltes Vertrauen zu setzen.

ADAM SMITH.

Was erhebt mehr des Menschen Geist, der sich von der Gewalt der Sinnlichkeit so leicht an die Erde niederdrücken läßt, und was befeuert ihn mächtiger zu allem, was groß und gut ist, — was bereichert mehr das Leben mit frohen erquickenden Gefühlen, was mischt mehr freudige Empfindung in das Angenehme, und mehr linderndes Labfal in das Traurige, woraus unser irdisches Daseyn zusammengesetzt ist; — was gewährt der leidenden Menschheit unter dem Strohdache wohlthätigere Erleichterung; was stützt mächtiger das Gemüth des geringsten Unterthanen unter dem Kummer der drückendsten Dürftigkeit; was erhält besser die duldende Fassung, und den Muth zu leben in den Herzen des von den schwersten Leiden Nieder gebeugten, von aller Hülfe Verlassenen, der sich in dieser Welt, ohne alle Hoffnung, unglücklich zu seyn dünkt, daß er nicht den Tag seiner Geburt verfluche, und verzweifelnd seiner Vernichtung entgegentürze; — was anders, als du göttliche Religion, Trösterin, Helferin, Beglückerin des menschlichen Geschlechts! —

C. W. SNELL.

Ohne Religion kann die Menschheit nicht seyn. Schon das *Unendliche*, das uns vor und rückwärts umgiebt, das wir mit Gedanken so wenig, als mit unsern Händen umfassen können, und in welchem wir doch allenthalben Gesetze

und eine Organisation wahrnehmen, die uns in das süßeste Erstaunen setzt, — schon dies *Unendliche, Weise, Gütige* gebeut uns *Religion*, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der diese Organisation bildete, diese Gesetze feststellte. Die *Regel des Rechts* in unserer Brust schließet uns noch fester an ihn; denn sie ist *seine*, sie ist des *moralischen Weltalls* Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir sind, *ihm angehören, ewig angehören*, und das, was er uns jetzt seyn liefs, wahrscheinlich nur ein Unterpfand dessen sey, was wir fortgehend unter seiner Führung seyn können und seyn werden, dieser zutrauende Glaube macht uns von seiner Huld gleichsam unabtrennlich. Lieber also *glauben* als *wissen*! Da wir sehen, daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht *übersehen* können; so wollen wir rechtschaffen bestrebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und glauben.

HERDER.

Töchter des Himmels, Religion und Weltweisheit, wann werdet ihr in eurer göttlichen Eintracht, und mit allem eurem reizenden Gefolge den Menschen erleuchten, beleben, führen! — Sollte nicht einmal ein Tag kommen, nicht einmal ein Winkel der Erde seyn, wo euer ganzes Licht dem Menschen strahlte? — Doch aber, allweiser Gott! so klar auch meinem

Auge, nur bey dem Schimmer dieser Hoffnung, eine Freudenthräne entfällt, beuge ich mich demüthig unter deinen Scepter; deine Wege sind nicht unfre Wege, und deine Gedanken sind nicht unfre Gedanken. Wer hat in das Heiligthum deiner Vorsehung geblickt, um deiner Regierung Maafs und Ziel zu bestimmen! Du, der du der Urheber so erhabner und harmonischer Anlagen bist, wirst auch gewiss zur besten Zeit den Genuss und Flor ihres Lichtes und Lebens verordnen.

TIEFTRUNK.

Es wird eine Zeit kommen, wo man unter Andacht das Andenken an Gott bey seinen Handlungen versteht, wo man sich überzeugt, dass die Gottheit, nicht Buchstaben-Gerechtigkeit, sondern Verstopfung der Quelle zum Bösen fordert, — dass Freyheit Befolgung der Gesetze, und Bevölkerung der Erde auch Bevölkerung des Himmels sey.

HIPPEL.

Nach dem Gange der Entwicklung des menschlichen Geistes lässt sich erwarten, dass einst die positive Religion, von den Gesetzen, welche *Zeitbedürfnisse* in derselben eingeführt, und bisher erhalten haben, allmählig gereinigt, zur reinen Vernunftreligion wird erhoben werden, sobald das Menschengeschlecht in seiner

Ausbildung überhaupt diejenige Stufe wird erreicht haben, wo die Wahrheit ohne Hülle es nicht mehr blenden wird. — Es ist eine herzerhebende Aussicht, unser Geschlecht zu jener Stufe der Vollkommenheit bestimmt zu wissen; und wir können uns jenes glücklichen Tages freuen, sollten wir auch, wie Abraham den feindlichen, ihn bloß im Geiste sehen!

F. J. NIETHAMMER.

In jeder Periode der Geschichte der Religion verhält sich der Vernunftglaube, wie die Kultur seiner wesentlichen Anlagen; und so wie anfangs Gefühl, dann Vernunft, und endlich beyde vereinigt, nach und nach den Erkenntnißgrund für das Daseyn und die Eigenschaften der Gottheit näher bestimmt haben; so gab es historische, philosophische (eigentlicher hyperphysische und metaphysische) — endlich moralische Religion.

So wie die reine Religion den Erkenntnißgrund ihrer Grundwahrheiten der Theorie der Moralität verdankt, während sie die moralischen Gesinnungen durch die kräftigsten Beweggründe unterstützt; eben so haben sich die positiven Gesetzgebungen und Religionen wechselseitig ihr Daseyn, und ihre Verbreitung verbürgt.

REINHOLD.

Es ist merkwürdig genug, ob es gleich natürlicherweise nicht anders zugehen konnte,

daß die Menschen im Kindesalter der Philosophie davon anfiengen, wo wir jetzt lieber endigen möchten, nämlich zuerst die Erkenntniß Gottes, und die Hoffnung, oder wohl gar die Beschaffenheit einer andern Welt zu studieren. Was auch die alten Gebräuche, die noch von dem rohen Zustande der Völker übrig waren, für grobe Religionsbegriffe eingeführt haben mochten, so hinderte dieses doch nicht den aufgeklärten Theil sich freyen Nachforschungen über diesen Gegenstand zu widmen, und man sah leicht ein, daß es keine gründliche und zuverlässigere Art geben könne, der unsichtbaren Macht, die die Welt regieret, zu gefallen, um wenigstens in einer andern Welt glücklich zu seyn, als den — guten Lebenswandel.

KANT.

O F F E N B A H R U N G.

Der Begriff von einer durch übernatürliche Causalität von Gott in der Sinnenwelt hervorgebrachten Wirkung, durch welche er sich als moralischen Gesetzgeber ankündigt, ist der Begriff der Offenbarung.

FICHTE.

Da der Begriff von Religion, als von einer Verbindlichkeit unter dem Willen des moralischen Gesetzgebers abgeleitet, ein reiner Vernunftbegriff ist; so läßt sich keine, auch geoffenbahrte Religion, denken, welche nicht Principien der natürlichen enthielte, und die nicht eben darum in *natürliche* und *gelehrte* Religion unterschieden werden könnte. In Rücksicht auf diejenige Beschaffenheit, welche die Religion der äußern Mittheilung fähig macht, ist sie die natürliche, von der, wenn sie einmal da ist, sich jedermann durch seine Vernunft überzeugen kann. Die in diesem Sinne natürliche Religion

läßt sich gleichwohl auch in so fern als eine geoffenbahrte denken, in wiefern sie zwar so beschaffen ist, daß die Menschen durch den bloßen Gebrauch ihrer Vernunft auf sie von selbst hätten kommen können, und sollen, ob sie zwar nicht so früh, oder in so weiter Ausbreitung, als verlangt wird, auf dieselbe gekommen seyn würden.

KANT.

Offenbahrung heißt in allen Sprachen die Bekanntmachung einer vorhin unbekannten Sache. Eine Offenbahrung Gottes findet also überall statt, wo die Ursache, warum der Mensch etwas erkennet, in Gott liegt. Der gewöhnliche Sprachgebrauch schränkt inzwischen den Begriff dieses Wortes, besonders auf religiöse Gegenstände ein, und in diesem Sinne bezeichnet Offenbahrung diejenige Wirksamkeit Gottes, wodurch er es dem Menschen möglich macht, sein Daseyn, seinen Willen, und ihr Verhältniß zu ihm kennen zu lernen.

Idealisch oder *vollkommen* würde eine Offenbahrung seyn, wenn sie den Menschen die reinste, vollständigste, von allem Anthropomorphismus und Symbolismus freye Kenntniss Gottes und seiner würdigen Verehrung mittheilte. Sie setzt vollkommene Menschen voraus, und ist deswegen in der Geschichte nicht vorhanden. Inzwischen ist doch ihre Idee sehr wohlthätig,

theils um unsere Urtheile über schon vorhandene Offenbahrungen zu bestimmen, und zu leiten, theils um uns zur höchsten Anstrengung unserer moralischen Kräfte aufzufordern, damit wir der unmittelbaren Wirksamkeit Gottes zu seiner vollkommeneren Erkenntniß immer würdiger werden. Ihr steht die historische oder perfectible Offenbarung entgegen, welche nur den Bedürfnissen gewisser Völker und Zeitalter entspricht, und also nothwendig, theils wegen der Fassungskraft des Gesandten Gottes, der sie erhielt, schon unvollkommen seyn, theils wegen der intellectuellen und moralischen Schwäche derer, welchen sie mitgetheilt werden sollte, im Vortrage noch unvollkommener werden mußte. Dafs solche Offenbahrungen bis auf ihre unveränderlichen moralischen Grundsätze gänzlich antiquirt werden können, zeigen die Urkunden der mosaischen Religion durch ein merkwürdiges Beyspiel.

CHR. FR. AMMON.

Jedes Buch der Offenbarung hat seine Zeit,
Gott löschet aus in ihm und läßet steh'n. —
Die Urschrift ist bey ihm.

MOHAMMET.

Jede Offenbarung, die sich durch unmoralische Mittel angekündigt, behauptet, fortgepflanzt hat, ist sicher nicht von Gott. Jede

Offenbarung, die uns durch andere Motiven, z. B. durch angedrohte Strafen, oder versprochene Belohnungen zum Gehorsam bewegen will, kann nicht von Gott seyn. Denn dergleichen Motiven widersprechen der reinen Moralität. Die Offenbarung stellt theils das Princip aller Moral in Worte gebracht, theils besondere, durch Anwendung desselben auf empirisch bedingte Fälle, entstandene Maximen, als Gesetze Gottes auf. Nur eine solche Offenbarung kann göttlichen Ursprungs seyn, die einen anthropomorphisirten Gott nicht als objektiv, sondern bloß für subjektiv gültig giebt.

FICHTE.

Der reine Vernunftglaube muß als das höchste gebietende Princip anerkannt, und geehrt; die Lehre der Offenbarung aber, worauf das Äußerliche der Kirche gegründet ist, und welche der Gelehrsamkeit zur Auslegerin, und Aufbewahrerin bedarf, als bloßes, aber als höchst schätzbares Mittel, um dem Religionsglauben äußere Darstellung, Faßlichkeit, Ausbreitung, und Beharrlichkeit zu geben, geliebt, und cultivirt werden.

KANT.

Der Charakter der Offenbarung zum Unterschiede von der Vernunftreligion ist nicht in der besondern Beschaffenheit der Lehren, sondern

in etwas anderm, in der Art ihres Bekanntwerdens, nicht in ihrem Inhalte, sondern in der Weise ihrer Verkündigung zu suchen. Wenn die Idee von Gott aus einer besondern Offenbahrung gekommen ist, so kann dieses nur geschehen seyn, den Menschen die Vernunftzeugung derselben zu erleichtern, oder zu beschleunigen, oder doch früher in ihrer Reinheit zu geben, als sie nach dem Lauf der Dinge nicht mochte entstanden seyn. Die geoffenbahrte Theologie unterscheidet sich demnach von der vernünftigen nicht der Art, sondern blos der Quelle nach, indem sie die Vernunft gar nicht übersteigt, sondern dieser allenfalls nur zuvorkömmt.

TIEFTRUNK.

Die Annahme einer Offenbahrung ist, da sie auf eine Bestimmung des Begehrungsvermögens rechtmässig sich gründet, ein Glaube. Dieser Glaube an Offenbahrung läßt sich nicht nur nicht aufdringen, sondern auch nicht einmal von jedermann fordern, oder ihm anfinnen. Wenn gleich nicht der Glaube an Offenbahrung auf Allgemeingültigkeit Anspruch macht, so macht dennoch die Kritik des Begriffs auf Allgemeingültigkeit Anspruch. Denn letztere hat nichts zu begründen, als die absolute Möglichkeit einer Offenbahrung. Jedem wird also durch sie angemuthet, zuzugestehen, daß nicht nur überhaupt eine Offenbahrung möglich sey, sondern auch,

daß eine in der Sinnenwelt wirklich gegebene Erscheinung, die alle Kriterien derselben an sich hat, eine seyn könne. Hierbey aber muß sie es bewenden lassen, und hierbey muß, und kann es vernünftiger Weise jeder, der kein Bedürfnis derselben zum Gebrauche, weder an sich, noch an andern fühlt, bewenden lassen; ist aber durch die Kritik genöthigt, denen, die an sie glauben, die Vernunftmäßigkeit ihres Glaubens zuzugestehen, und sie in völlig ruhigem, und ungestörtem Besitze, und Gebrauche desselben zu lassen.

FICHTE.

Wenn Gott sich wirklich außer der Form der Vernunft offenbahrt hat, so muß wenigstens die Materie der Offenbarung den Grundwahrheiten der Vernunftreligion nicht widersprechen, oder diese Offenbarung ist, ich weiß nicht für wen? nur nicht für vernünftige Wesen. Als vernünftige Wesen, und so lange wir durch Vernunft denken und handeln, müssen wir voraussetzen, daß sich Gott nicht anders durch Offenbarung als durch Vernunft offenbaren könne. Die Vernunft kann das Gegentheil durchaus nicht zusammen reimen; — sie müßte denn ganz gegen ihre Natur handeln, und zur Unvernunft werden — und eine Religion, die der Vernunft, und den an ihrer Form bestimmten, und a priori gegebenen Grundwahrheiten wider-

spricht, kann von der Vernunft nicht für eine göttliche gehalten werden.

GREILING.

Das Mittel, die Wahrheiten der Religion zu erkennen, ist die Vernunft. Diese wird jedem zu Theil, und auf sie ist das Menschengeschlecht angewiesen. Sie schlingt um dasselbe ein schönes Band, sie nur öffnet die Thore des Friedens, und in ihrem Bunde mögen die Grenzlinien verwittern, welche Meinungen zwischen Menschen zogen. Jedes andere Band, das sich auf Thatfachen gründet, ist den Gebrechen der Geschichte unterworfen, erfordert Glauben, verstatet also auch Zweifel, und kann deshalb niemals nach allgemeiner Gültigkeit streben, ohne der Freyheit der Seele in den Weg zu treten. —

Diese Wahrheiten, wenn sie aus der Geschichte entlehnt worden sind, dürfen sich auf diese nicht anders, als auf ein Mittel, das zur Erkennung derselben Gelegenheit gegeben, berufen; ihr Daseyn selbst war älter als die Geschichte, und dieses Mittel fest halten, heist, das Gerüst an einem Gebäude deshalb nicht niederreißen, damit es jedem anschaulich werde, daß es erbaut ist; das Haus selbst soll nicht hinreichen, sein Daseyn zu beweisen, wir wolens lieber ahnden als sehen.

DER VERF. *des Buches über d. Menschen.*

Von einem jeden zum Glauben aufgestellten Geheimnisse kann man mit Recht fordern, daß man *verstehe*, was unter demselben gemeint sey; welches nicht dadurch geschieht, daß man die Wörter, wodurch es angedeutet wird, *einzelu* versteht, d. i., damit einen Sinn verbindet, sondern, daß sie, zusammen in einen Begriff gefaßt, noch einen Sinn zulassen müssen, und nicht etwa dabey alles Denken ausgehe. — Daß, wenn man seiner seits es nur nicht an ernstlichem Wunsch ermangeln läßt, Gott diese Erkenntniß uns wohl durch *Eingebung* zukommen lassen könne, läßt sich nicht denken; denn es kann uns gar nicht inhäriren; weil die Natur unsers Verstandes dessen unfähig ist.

KANT.

Es ist keine *apodiktische Gewissheit* davon möglich, daß etwas wirklich unmittelbar von der Gottheit *geoffenbart* worden: mithin kann auch durch Offenbarung, als solche betrachtet, keine Wahrheit mit apodiktischer Gewissheit erkannt werden.

C. C. E. SCHMID.

Wenn wir Wahrheiten im Namen, und unter Autorität Gottes ankündigen, so sind die Menschen, ehe sie zur Einsicht der Pflicht: *Alles der Prüfung, folglich auch der Entscheidung ihrer Vernunft zu unterwerfen* — gelangt sind, oder auch

wenn ihre Vernunft schwach und ihr Gemüth furchtsam ist, nur allzusehr geneigt, mit Vorbeygehung ihrer Vernunft, Sätze um Gottes willen als Wahrheit anzunehmen. Mit abgewandten Geistesaugen suchen sie die aufsteigenden Zweifel niederzuschlagen, indem sie gar keine Notitz davon nehmen. Je mehr sich oft die Vernunft und natürliche Neigung gegen einen Satz sträuben, je grössere Überwindung natürlicher Gefühle derselbe fordert, desto mehr glaubt man den Stempel der Gottheit an ihm wahrzunehmen.

GREILING.

Der Glaube an Offenbahrung setzt Glauben an die Wahrhaftigkeit des göttlichen Willens, dieser den Glauben an Sittlichkeit Gottes überhaupt, dieser Glaube aber setzt endlich einen Begriff, und eine Überzeugung von sittlichen Grundsätzen voraus, die höhern und ältern Ursprungs seyn müssen; als alle Offenbahrung.

C. C. E. SCHMID.

Was die Erziehung bey dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbahrung bey dem ganzen Menschengeschlecht. Erziehung ist Offenbahrung, die dem einzeln Menschen geschieht: und Offenbahrung ist Erziehung, die dem Menschengeschlecht geschehen ist, und noch geschieht. Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er

nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sondern sie gab, und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

G. E. LESSING.

Durch das Sittengesetz ist uns ein Endzweck als nothwendig aufgegeben, der nur durch unendlichen Fortschritt, durch allmähliche Annäherung erreichbar gedacht werden kann. Diese Annäherung muß also möglich seyn; und sollte sie es nicht seyn, so müßte die Gottheit ein moralisches Geschöpf durch einen unbedingten Rathschluß zum ewigen Stillestand oder Rückgange verdammt haben, welches sich von ihr, als einem heiligen Wesen ohne Widerspruch nicht denken läßt. Ist also keines von beyden möglich, so müssen auch alle unsere Kenntnisse, und besonders die, welche religiöser und moralischer Art sind, als das vorzüglichste Mittel unserer Vervollkommnung, eines unaufhörlichen Wachstums fähig seyn, und es muß sich schlechterdings kein Punkt denken lassen, wo wir sollten aufhören können, über Gott und unser Verhältniß gegen ihn, und über unsere moralische Natur und Bestimmung richtigere und deutlichere

und vollständigere Einsichten zu erhalten. — Es kann daher selbst die Gottheit nicht einem Menschen eine Erkenntniß von jenen Dingen mittheilen, die *absolute Vollkommenheit* hätte; weil sie sonst entweder einen endlichen Geist in einen unendlichen umschaffen, oder ihn mit Gewalt hindern müßte, diese mitgetheilte Erkenntniß von neuem zur Erlangung höherer Einsichten anzuwenden. Jenes ist an sich unmöglich, dieses Gottes unwürdig, mithin moralisch unmöglich. Es scheint also, als wenn die Idee, *absolute Vollkommenheit* einer geoffenbahrten Religion, schon in sich selbst einen Widerspruch enthielte. Eine mitgetheilte Erkenntniß zu irgend einer Zeit kann nicht absolut vollkommen seyn.

Aus dieser Erklärung ergiebt sich die Behauptung, daß keiner Offenbarung überhaupt, mithin auch der *christlichen* nicht, eine *absolute*, sondern bloß eine *relative* nur in Beziehung theils auf vorher gegangene Offenbarungen, theils auf das Bedürfnis gewisser Menschen statt findende Vollkommenheit zukommen könne; daß folglich selbst die durch Jesum bekannt gemachte Religion nichts *Veststehendes* und *Unabänderliches*, sondern etwas *Fortschreitendes* und *Wachsendes*, daß sie einer unaufhörlichen Vervollkommnung fähig, und derselben auch bedürftig sey, wenn sie anders der Menschheit einen dauerhaften, dem sittlichen Interesse derselben entsprechenden,

mithin den von Gott bey ihrer Bekanntmachung beabsichtigten Nutzen gewähren solle.

BRIEFE ü. d. *Perfectibilität d. geoff. Religion.*

Daß der Mensch durchs moralische Gesetz zum guten Lebenswandel berufen sey, daß er durch unauslöschliche Achtung für dasselbe, die in ihm liegt, auch zum Zutrauen gegen Gott, und zur Hoffnung, ihm, wie es auch zugehe, genug thun zu können, Verheißung in sich finde, endlich, daß er die letztere Erwartung mit dem strengen Geboth des ersten zusammenhaltend, sich als zur Rechenschaft vor einem Richter gefordert, beständig prüfen müsse; darüber belehren, und dahin treiben zugleich Vernunft, Herz, und Gewissen. Es ist unbescheiden zu verlangen, daß uns noch mehr eröffnet werde, und wenn dieses geschehen seyn sollte, müßte er es nicht zum allgemeinen menschlichen Bedürfnisse zählen.

KANT.

Gott stellte uns in gehörige Entfernung von seiner unendlichen Majestät; nahe genug, um sie zu ahnen, entfernt genug, um nicht vor ihr in Staub zu zerfallen. — Wenn er sich uns zu Zeiten, und auf die vertrauteste Weise mittheilen will, so geschieht dies nicht durch den Kanal unsers stolzen Wissens, sondern durch den unsrer Tugend.

ST. PIERRE.

Wenn sich der Verfasser eines Symbols, wenn sich der Lehrer einer Kirche, ja jeder Mensch, so fern er innerlich sich selbst die Überzeugung von Sätzen als göttlichen Offenbarungen gestehen soll, fragte: getrauest du dich wohl in Gegenwart des Herzenskündigers mit Verzichtthuung auf alles, was dir werth und heilig ist, dieser Sätze Wahrheit zu betheuren? so müßte ich von der menschlichen (des guten doch wenigstens nicht ganz unfähigen) Natur einen sehr nachtheiligen Begriff haben, um nicht voraus zu sehen, daß auch der kühnste Glaubenslehrer hierbey zittern müßte. — Der nämliche Mann, der so dreust ist zu sagen: wer an diese oder jene Geschichtslehre als eine theure Wahrheit nicht glaubt, *der ist verdammt*, der müßte doch auch sagen können: wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, *so will ich verdammt seyn!* Wenn es jemand gäbe, der einen solchen schrecklichen Ausspruch thun könnte, so würde ich rathen, sich in Ansehung seiner nach einem persischen Sprüchwort von einem *Hadgi* zu richten: ist jemand einmal (als Pilgrim) in Mekka gewesen, so ziehe aus dem Hause, worin er mit dir wohnt; ist er zweymal da gewesen, so ziehe aus derselben Strafe, wo er sich befindet; ist er aber dreymal da gewesen, so verlasse die Stadt, oder gar das Land, wo er sich aufhält.

Eine sichtbare Vernunftreligion ist das, was man Offenbarung nennt.

DER VERF. der Kreuz- und Queerzüge etc.

W U N D E R.

Wenn man fragt: was unter dem Worte *Wunder* zu verstehen sey, so kann man (da uns eigentlich nur daran gelegen ist, zu wissen, was sie für uns, d. i. zu unserm praktischen Vernunftgebrauch seyen) sie dadurch erklären, daß sie Begebenheiten in der Welt sind, von deren Ursache die Wirkungsgesetze schlechterdings unbekannt sind, und bleiben müssen. Wenn eine moralische Religion, die nicht in Satzungen und Observanzen, sondern in der Herzensgefinnung zur Beobachtung aller Menschenpflichten, als göttlicher Gebote, zu setzen ist, gegründet werden soll, so müssen alle Wunder, die die Geschichte mit ihrer Einführung verknüpft, den Glauben an Wunder überhaupt endlich selbst entbehrlich machen; denn es verräth einen sträflichen Grad moralischen Unglaubens, wenn man den Vorschriften der Pflicht, wie sie ursprünglich ins Herz des Menschen durch die Vernunft geschrieben sind, anders nicht hinreichende Au-

torität zugestehen will, als wenn sie noch dazu durch Wunder beglaubiget werden. Es bedarf keines Beyspiel der Erfahrung, um die Idee eines, Gott moralisch wohlgefälligen Menschen, für uns zum Vorbilde zu machen; sie liegt als ein solches schon in unsrer Vernunft. Wer aber, um einen Menschen für ein solches mit jener Idee übereinstimmendes Beyspiel zur Nachfolge anzuerkennen, noch etwas mehr, als was er sucht, d. i. mehr als einen gänzlich untadelhaften, ja so viel als man nur verlangen kann, verdienstvollen Lebenswandel, wer etwa außerdem noch Wunder, die durch ihn, oder für ihn geschehen, zur Beglaubigung fordert: der bekennet zugleich hierdurch seinen moralischen Unglauben; nämlich den Mangel des Glaubens an die Tugend, den kein auf Beweise durch Wunder gegründeter Glaube (der nur historisch ist) ersetzen kann.

KANT.

Nach meiner Überzeugung stützt sich die Offenbarung einzig auf die Weisheit ihrer Lehren und nicht auf Wunder, das ist Unwissenheit.

SPINOZA.

Man kann viel gegen die Wunder einwenden. — Man kann sie ganz verwerfen, und dennoch steht die Religion, ohne fremden Grund, auf sich selbst gestützt, fest genug.

M. PHILIPSON.

Wunder und *Unwissenheit* halte ich deswegen für gleich bedeutende Worte, weil diejenigen, welche das Daseyn Gottes, und die Wahrheit der Religion auf Wunder gründen, eine dunkle Sache, durch eine noch weit dunklere, die sie gar nicht verstehen, erläutern wollen. — — Ich erkenne übrigens mit ihnen die Schwäche des menschlichen Verstandes, glaube aber sie hinwiederum fragen zu dürfen, ob wir Menschen so viel Kenntniß der Natur besitzen um genau bestimmen zu können, wie weit sich ihre Kraft erstrecke, und wer sie übersteige? Da dies niemand ohne Eigendünkel behaupten kann; so lassen sich auch die Wunder so viel als möglich durch natürliche Ursachen erklären; was wir aber weder erklären, noch als absurd verwerfen können, von dem müssen wir unser Urtheil zurückhalten, und die Religion bloß auf die Lehren der Weisheit gründen.

SPINOZA.

Eine moralische, d. i. *lediglich* auf das *Bewußtseyn der Freyheit und des Gesetzes des Willens*, und gleichwohl auch *zugleich* auf *Wunder* gegründete Überzeugung, ist ein viereckigter Cirkel.

REINHOLD.

Wenn auch Wunder nebst allen Erfahrungs-
datis überhaupt an sich ein sicheres Merkmal
der Göttlichkeit einer angeblichen Offenbarung

abgeben könnten, wiewohl auch das unmöglich ist, so können sie es doch nicht für die späte Nachwelt seyn, noch weniger kann auf sie die ganze Moral und Religion dieser Nachwelt gebaut werden, wie es bisher geschehen ist, indem man den letzten Grund von beyden in der Offenbarung, den Beweis von dieser aber eben in jenen Wundern und andern Erfahrungsdatist suchte. Denn wie unsicher werden nicht Begebenheiten, die das graue Alterthum bedeckt; wie mißtrauisch und streng muß man nicht billig gegen ungewöhnliche und außerordentliche Ereignisse seyn, die sich vor einer langen Reihe von Jahren zutragen; und wie sehr hat man vollends Ursache, sich bey der Erzählung solcher vor Jahrtausenden geschehener Thaten und Vorfälle vor Leichtgläubigkeit zu hüten, deren bloße Möglichkeit sogar die tiefste menschliche Einsicht übersteigt, besonders da die Liebe zum Wunderbaren, und noch mehr die Begierden wunderbare Dinge zu erzählen, unter den Menschen, vornehmlich bey dem ungebildeten Theile derselben, so groß, und das Alterthum unter dem hartnäckigem Schutze des Aberglaubens in allen Gegenden unserer Erdkugel so voll davon ist!

D. VERF. *d. Morgengespräche ü. d. R.*

d. V. i. R. auf Offenbarung.

Was könnte ich durch ein Wunder lernen, was ich nicht durch Vernunft, und Schrift viel klärer lernte? vielmehr bittet meine Vernunft in der sechsten Bitte: bewahre mich Gott vor Wundern!

Was Jesus von der Wundersucht seiner Zeitgenossen hielt, hat er nicht verschwiegen; er nannte sie mit Nahmen, die ihr gehörten. Auch setzte er in Wunder weder das Kriterium der Wahrheit einer Lehre, noch schätzte er sie als eine Gabe, die in Vergleich moralischer Vortrefflichkeiten irgend nur in Betracht kommen.

Als eine kindische Freude verwies er seinen Ausgesandten den Jubel darüber, daß ihnen Geister gehorchten; über ganz ein anderes sollten sie sich freuen, als hierüber. Wunderthäter und Teufelsbanner waren damals allenthalben, so daß Jesus die Mühe nicht verbarg, die ihm dieser ihn verfolgende Wunderglaube machte.

HERDER.

Die Wunder, die Christus, und seine Jünger thaten, waren das Gerüste, und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Baumeister wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. —

Kann wohl seyn! — Aber borgen, und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung, noch weniger will ich, durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste, mich im geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen.

LESSING.

Wunder haben eine Beweiskraft für alle diejenigen, welche auf der ersten Stufe der Religionserkenntniß stehen, und sich von der Wahrheit einer Offenbarung nur durch sinnliche Gründe überzeugen können. Sie schliessen von dem Wunder auf die Autorität des Thaumaturgen, und von dieser auf die Wahrheit seiner Lehre. Dieser introductorische Zweck der Wunder kann auch noch bey den Lesern solcher Religionsurkunden erreicht werden, in welchen die Beschreibungen einzelner Wunderthaten aufgezeichnet sind. Da inzwischen Offenbarungswahrheiten, als etwas Moralisches, von historischen Thatfachen eben so unabhängig sind, als das Sittengeboth in unserem Gemüthe von einem mechanischen Naturgesetze; so verlieren nothwendig Wunder ihre Beweiskraft für alle diejenigen, welche einer gründlicheren Erkenntniß der Wahrheit und ihres Zusammenhanges mit inneren Gründen fähig sind.

CHR. F. AMMON.

Hielte man in allen Ländern der Erde Wunder für wahr, welche jedes Volk und jeder Einfältige gesehen zu haben versichert; so würde keine Sekte zu verwerfen seyn, und es wären mehr Wunder als Naturbegebenheiten vorhanden. Das größte unter allen Wundern aber wäre dieß, daß es irgendwo verfolgte Fanatiker und doch keine Wunder gäbe. Die unveränderliche Ordnung der Natur zeigt am allerdeutlichsten die weise Hand, die sie regieret. Sollten in der Natur mehrere Ausnahmen vorkommen, so wüßte ich gar nicht, was ich von ihr denken sollte; und ich für meine Person, habe zu viel Glauben an Gott, als daß ich an so viele Wunder glauben könnte, die seiner gar nicht würdig sind. —

Die wichtigste Untersuchung in der ganzen Lehre von den Wundern ist noch zurück. Da nämlich diejenigen, welche vorgeben, Gott thue auf Erden Wunder, behaupten, der Satan mache dieselben zuweilen nach, so sind wir mit den beglaubtesten Wundern um keinen Schritt weiter als vorher. Und da die Zauberer des Pharaos sogar in Moses Gegenwart die Wunder zu thun wagten, welche dieser auf Gottes ausdrücklichen Befehl that, was hätte sie abhalten sollen, in seiner Abwesenheit ebenfalls, unter dem Vorwande eines göttlichen Befehls, und unter gleicher Autorität Wunder zu thun? Es muß also, nachdem die Lehre durch das Wun-

der bewiesen ist, das Wunder wieder durch die Lehre bewiesen werden, damit man nicht das Werk des Satans für das Werk Gottes annehme. Was meinst du über diesen Cirkel? —

ROUSSEAU.

Was ist uns auch nicht alles Wunder, und was zeichnet uns die Grenzen der Naturkräfte. Eben in der Unkunde derselben, liegt der Grund der nothwendigen Mißdeutung aller unbekannten Erscheinungen, und sie macht es uns ungreiflich, warum die Jugendgeschichte eines jeden Volks sich mit so merkwürdigen Legenden anheben muß. Die Art, wie Jupiter um seine Donnerkeile gekommen ist, scheint noch nicht allen die Augen geöffnet zu haben. Wer von uns fühlt nicht die Möglichkeit der Gefahr, welcher die Auslegung solcher göttlicher Winke unterworfen ist, wenn auch die Geschichte uns hierüber nicht hinlänglich belehrte. — — Im Dunkel der heiligen Nacht würgt der Rechtgläubige im Namen Gottes die Ketzer, damit seine Seele im Preise steige, und die Sonne erröthet noch immer über das Blut der ihr geopfert Peruvianer. Die Pest, mit allen ihren Qualen, mag sich ihrer Ohnmacht schämen, wenn sie mit dem Fanatismus die Leichen zählt. Jene mußte selbst würgen, wenn dieser Menschen gegen Menschen führte. —

Es erfordert unstreitig freyen Beobachtungsgeist, um den allmählich steigenden Gang der Natur bey der Ausbildung unsers Geschlechts gewahr zu werden, und diese Spur verfehlen, heisst uns geneigt machen, lieber von Wundern mühelose Hülfe zu erwarten, als in dem Geleise der Ordnung, unserer Entwicklung ruhig entgegen zu gehen.

DER VERF. *des Buches: über den Menschen etc.*

Ein *eigentliches, absolutes Wunder* ist nur durch Allwissenheit erkennbar, und erweislich. *Relative Wunder* hingegen, d. h. Begebenheiten, die sich vielleicht aus subjektiven Ursachen, durch bekannte Naturkräfte nach bekannten Naturgesetzen nicht erklären lassen, stehen in gar keiner vernünftig erweislichen Verbindung mit übernatürlichen Kenntnissen. Wir müssen aber vernünftiger Weise jedes Wunder für ein relatives Wunder halten, bis der unmögliche Fall eintritt, daß ein Faktum für absolut übernatürlich erklärt werden müßte. Gesetzt, daß ein solcher Wunderthäter eine That, die kein Gegenwärtiger begreifen kann, ausdrücklich in der Absicht verrichtete, um sich als einen Mann, der Offenbarungen empfangen habe, zu legitimiren; gesetzt auch, daß er selbst diese That für übernatürlich erklärte: so wäre dennoch Täuschung sowohl von Seiten des Wunders, als von

Seiten der Erklärungsart desselben psychologisch möglich.

Aber die Vorsehung könnte doch eine solche vorsätzliche und unvorsätzliche Täuschung nicht zulassen, die vielleicht Tausende unvermeidlich in Irrthum, wenigstens in den Wahn einer untrüglichen Erkenntnisquelle stürzt — — Was Gott thun oder nicht thun, zulassen, oder nicht zulassen kann, das für einzelne Weltbegebenheiten bestimmen zu wollen, wäre Vermessenheit. Und was ist nicht unleugbar Ähnliches in tausend Fällen, zu allen Zeiten, und an allen Orten geschehen? zugelassen worden? das uns mit unsern Begriffen von Weltplan, und göttlicher Weisheit, und Güte eben so unvereinbar scheinen dürfte? — —

C. C. E. SCHMID.

Da wir durchaus nicht wissen, wie weit die Natur, oder die Kunst ihre Kräfte, und Anstrengungen zu treiben vermögen, so giebt es kein gewisses Kriterium, um zu bestimmen, was eigentlich ein Wunder sey, und der arme Mensch, der dem Schein vertraut, setzt sich unaufhörlich dem Betrug aus.

THOM. PAINE.

Ein Wunder ist eine unmittelbare Wirkung der Allmacht, eine *in die Sinne fallende* Veränderung der Ordnung der Natur, eine reelle, und

sichtbare Ausnahme von ihren Gesetzen. *Kann* Gott Wunder thun? Wer kann es läugnen? *Will* Gott Wunder thun? Um diese Frage mit Gewissheit aufzulösen, müßte man in den ewigen Rathschlüssen lesen können. Denn durch *Facta* ist sie nicht zu entscheiden. Gleichwohl haben wir mehr Gründe *für die Negative*. Nur der Stolz macht uns geneigt, zu glauben, daß *für uns* bisweilen Wunder geschehen müßten. Wenn aber ein sterblicher uns keklich versichert, er habe ein Wunder *gesehen*? Tausend möchten es mir bezeugen, und ich würde ihnen doch nicht glauben! Der Mann, der den Ausspruch thut, diese, oder jene Wirkung sey ein *Wunderwerk*, giebt dadurch zu verstehen, ihm seyen alle *Gesetze der Natur* bekannt, und er wisse, daß die besagte Wirkung eine Ausnahme davon sey. Aber *wer* kennt *alle* Gesetze der Natur? alle Kräfte der endlichen Naturen? — Gefetzt aber, daß ich selbst ein Mirakel gesehen zu haben glaubte? So besorge ich sehr, es würde mich, anstatt glaubig, närrisch machen.

ROUSSEAU.

Mit dieser letzten Erklärung will Rousseau vermuthlich sagen: ein einziger Fall, wo das Zeugniß seiner Sinne mit dem, was vermöge des ordentlichen Laufes der Natur geschehen müßte, im Widerspruch wäre, würde ihn in die Alternative setzen, entweder seinen eignen

Sinnen, oder seiner *Vernunft* nicht mehr trauen zu dürfen; und der *Violente*, und unnatürliche Zustand, in welchen er sich dadurch versetzt fände, wäre hinlänglich ihn um den Verstand zu bringen. Mich dünkt, Rousseau habe hiemit eine große Wahrheit gesagt. Es giebt Fälle, wo nur diejenigen den Verstand nicht verlieren, die *keinen haben*, oder, was sehr oft auf das Nehmliche hinausläuft, die sich die unglückliche Gewohnheit zugezogen haben, bey gewissen Gelegenheiten *keinen Gebrauch* von ihrem Verstande zu machen.

WIELAND.

Rousseau's Bemerkung ist vollkommen wahr; eine Begebenheit in der Natur, und doch ohne *Naturgesetze!!* der denkende Zuschauer mit dem besten Herzen *müßte* über sie den Verstand verlieren; es würde ihm seyn, als wenn er ein Zuschauer der unmittelbaren Welterschöpfung wäre. Welch' ein Gedanke! Doch zu diesen Folgerungen führen nur die Wunderbegriffe der Dogmatiker, nicht die Wunder der Bibel selbst.

CHR. FR. AMMON.

Der Wunder höchstes ist,
Dass uns die wahren ächten Wunder so
Alltäglich werden können — werden sollen.

Ohn' dieses allgemeine Wunder, hätte
Ein denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern blos so heißen müßte
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
Das Neu'ſte nur verfolgen.

LESSING,

CHRISTENTHUM.

Das wissenschaftliche Principium der gesammten christlichen Lehre ist kein anderes, als das eben so faßliche, wie evidente Geboth: Liebe Gott, und deinen Nächsten als dich selbst. In philosophische Sprache übergetragen, nichts anders, als der praktische Grundsatz der unbedingten Spontaneität: denke, und handle nach dem praktischen Gesetz der Freyheit, und erkenne in diesem den Willen Gottes.

TIEFTRUNK.

Der Zweck des Christenthums ist: die Religion durch ihre erste Grundwahrheiten auf Moral zu gründen, und dadurch die Vereinigung von beyden auf dem Wege der Vernunft zu vollenden, der auch von ihrem erhabenen Stifter auf dem Wege des Herzens eingeleitet wurde.

REINHOLD.

In der *Person des Heiligen des Evangeliums* ist äusserliche Darstellung des Ideals der moralischen Vollkommenheit, soweit solche der Erfahrung

möglich ist, — folglich zwar nicht das *Urbild*, das nur in Gott, im Geiste jenes Heiligen, und in der moralischen Anlage der Menschheit überhaupt vorhanden seyn kann, aber wohl *Beyspiel*, und *Vorbild* gegeben.

KANT.

Christus wollte den Sinn der Grundwahrheiten, weder durch ein philosophisches System, noch durch unbegreifliche Dogmen des blinden Glaubens festsetzen; da er seine Religion weder auf Metaphysik, noch Hyperphysik bauen konnte, und wollte: so mußte er freylich die Reinheit seiner Lehre von der Reinheit der moralischen Gesinnung abhängen lassen, die er in seinen Reden, und Handlungen auf eine ganz unübertreffliche Weise geäußert, und den Seinigen einzuflößen gesucht hat.

Das Christenthum hat durch die glückliche Vereinigung der Religion, und Moral, selbst mitten unter allen Mißhandlungen, die es vom Aberglauben, und Unglauben zu leiden hatte, nie seinen wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung der Menschheit ganz verlohren.

REINHOLD.

Die Religion, von welcher *Christus* zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der *christlichen*, das ist der *Religion Christi*, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist

kein Institut, das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern *bloße Angelegenheit des Herzens*. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen *Gott*, als allgemeinen *Vater der Menschen*, und *diesen*, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) *Kindern* gegründet. Sie erhebt das dunkle *Gottesgefühl*, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten, und dem Bedürfnis der Menschheit angemessensten Vorstellungen von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben, und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unverfälschten Quelle von grenzenlosen Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles dessen, was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innern Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, und immer nährender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war ächte *Theosophie*, im einfachsten Sinne des Wortes — Gott war ihm *Alles in Allem*, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das *Reich Gottes*, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen *einladet*, wozu alle *berufen*, aber ei-

nige auserwählt sind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menschen so einfältigen Sinnes und guten Willens sind, um mit ganzer Seele in diese feine Verstellungsart und Gefinnungen einzugehen, und ihm in allem diesem, das ist in allem, was er mit den weisesten und besten Menschen, die jemahls lebten, *gemein*, und was er vor ihnen *voraus* hatte — gleichförmig zu werden, und also den Nahmen seiner Jünger, im eigentlichen Verstande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit sich, daß diejenigen, die wirklich mit ihm eines Sinnes und Geistes waren, nur eine *kleine Gesellschaft von Brüdern* ausmachten; und eben in dieser kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der *brüderlichen Gleichheit*, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin sie, als *Kinder Eines Vaters* unter einander lebten oder leben sollten.

WIELAND.

Herzerfreuend ist die Lehre Jesu in Absicht aller ihrer Hauptartikel. — Wer ist der *Gott* des Evangelii? Ist er etwa ein strenger Eiferer, der die Sünden der Väter heimsucht noch an den Kindern des dritten, und vierten Gliedes? Ist er ein furchtbarer Donnerer, der mit dem Nicken seines Hauptes die Himmel, und mit dem

Zucken seiner Braune die Grundfeste der Erde erschüttert? Ist der ein müßiger Träumer, der, verloren in Beschauung seines eigenen Selbst ewiger Ruhe, und ewigen Müßigganges pflegt? Ist er ein unerforschlicher Abgrund? — — So unfruchtbare, und zum Theil ungeheure Vorstellungen sind dem Evangelio völlig fremd. Nur *Ein* Bild kennt es für den hohen Unbekannten; das schönste, menschlichste, vertraulichste aller Bilder, das Bild des *Vaters*. *Vater*, das ist von *Alters* her sein Name. *Unser Vater im Himmel*, so heißt es uns ihn begrüßen. Herzerfreuend ist ferner, was das Evangelium über die *wahre Gottesverehrung* lehret! Womit gebeut es uns, ihn zu ehren? Mit Opfern, und mit Umgängen? Mit Büßungen und Kasteiungen? Mit Mysterien, Ceremonien, Liturgien? — Von allen dem weiß Jesu ächte Lehre nichts. Sie empfiehlt nur eine Art der Gottesverehrung — die Tugend! Und wiederum ist, ihre Tugend nur Eine — die *Liebe*! Liebe Gottes über alle Dinge, und Liebe des Nächsten um des eigenen Ich. — Herzerfreuend ist der Inhalt des Evangelii auch dann, wann er uns die *Aussichten in jene Welt* entwölket. Was unser Herz begehret, was unsre Ahnung weissagt, was unsre Vernunft vermuthet, was aus der *Einheit* des Ich — aus der *Zweckmäßigkeit* der Natur — aus der Unermesslichkeit unsrer Anlagen — aus der *unendlichen Vervollkommenheit* unsers Wesens aus der

Heiligkeit des Sittengesetzes — aus der nothwendigen Einstimmigkeit der Vernunft mit sich selbst — aus dem *Einklang, und der Harmonie* aller Wahrheiten, die Weisen unserer, und der vergangenen Zeiten zu beweisen suchten; das bestätigt Jesu holde Lehre. Sie bestätigt, daß unser wahres Ich die Auflösung unsrer Elemente überdaure.

L. T. KOSEGARTEN.

Siebenzig Jahre vor dem Untergange des jüdischen Staats ward in ihm ein Mann gebohren, der sowohl in den Gedankenreich der Menschen, als in ihren Sitten, und Verfassungen eine unerwartete Revolution bewirkt hat, *Jesus* — — das Reich, das er ankündigte, nannte er das Reich Gottes, ein himmlisches Reich, zu welchen nur auserwählte Menschen gelangen könnten, zu welchem er also auch nicht mit Auflegung äußerlicher Pflichten, und Gebräuche, desto mehr aber mit einer Aufforderung zu reinen Geistes- und Gemüthstugenden einlud. Die *ächteste Humanität* ist in den wenigen Reden enthalten, die wir von ihm haben, Humanität ist, was er im Leben bewies, und durch seinen Tod bekräftigte; wie er sich denn selbst mit einem Lieblingsnamen, den *Menschensohn* nannte. —

Was war nun dies *Reich der Himmel*, dessen Ankunft Jesus verkündigte, zu wünschen empfahl, und selbst zu bewirken strebte? Daß es

keine weltliche Hoheit gewesen, zeigt jede seiner Reden, und Thaten, bis zu dem letzten klaren Bekenntniß, das er vor seinen Richter ablegte. Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er *Menschen Gottes* bilden, die, unter welchen Gesetzen es auch wäre, aus reinen Grundfätzen anderer Wohl beförderten, und selbst duldend im Reich der Wahrheit, und Güte, als Könige herrschten. Dafs eine Absicht dieser Art der einzige Zweck der Vorsehung mit unserm Geschlecht seyn könne, zu welchem auch, je reiner sie denken, und streben, alle Weisen, und Guten der Erde mitwirken müssen, und mitwirken werden; dieses ist durch sich selbst klar: denn was hätte der Mensch für ein anderes Ideal seiner Vollkommenheit, und Glückseligkeit auf Erden, wenn es nicht diese allgemein wirkende reine Humanität wäre? —

HERDER.

Christus stellte die Religion in ihrer eigenthümlichen, und natürlichen Form auf, indem er sie ganz von der Politik trennte, und unmittelbar mit der Moralität verband. Das neue Gesetz, dem das Christum Sanktion gab, verpflichtet nicht etwa ein gewisses Volk, sondern die ganze Menschheit, ist nicht durch Gewalt von aussen her aufgedrungen, sondern in dem vernünftigen Willen eines jeden enthalten; hat keineswegs den äufsern Wohlstand weder ganzer

Staaten, noch ihrer Bürger, sondern Veredlung der Menschheit zum Zweck, und versichert dem veredelten einzelnen Menschen in diesem Leben nichts als Zufriedenheit des Herzens, und Erwartung eines bessern Zukünftigen, als den Lohn seiner uneigennützigen Rechtschaffenheit; den bürgerlichen Gesellschaften aber fortschreitende Verbesserungen ihrer Formen zu. Der Menschheit überhaupt fortschreitende Verminderung der von ihrer Natur unzertrennlichen Übel, als Folgen der Veredlung ihrer Glieder zu. Der Urheber dieses Gesetzes kann weder Nationalgott, noch politischer Gesetzgeber, sondern er muß der allgemeine, und einzige Vater der gesammten Menschheit seyn. Das Reich, in welchem er die äußern Schicksale der einzelnen Menschen, nach dem Maasstabe der Beobachtung dieses Gesetzes bestimmt, ist aber darum nicht von dieser Welt, weil nur Veredlung der Individuen, nicht Verbesserung ihres äußern Zustandes Zweck, und selbst die nie zu vollendende Verminderung der die Menschheit überhaupt drückenden Übel eine bloße Folge dieses Gesetzes ist. In wie ferne also Christus die Religion mit reiner Moralität verknüpft hat, in so ferne hat er sie auf ihre zwey eigentlichen Grundwahrheiten zurückgeführt, nämlich auf die Überzeugung erstens vom Daseyn einer von der Welt verschiedenen, und moralisch gesinnten Ursache der Welt, zweytens von einem zu-

künftigen Leben, in welchem das äussere Schicksal der Menschen nach dem Maassstabe ihrer Sittlichkeit bestimmt wird.

REINHOLD.

Die Lehre Jesu war einfach und faßlich für alle Menschen: *Gott ist euer Vater; ihr alle seyd gegen einander Brüder.* „*Gott ist euer aller Vater;*“ dadurch schloß er allen Knechtsdienst und sclavischen Gehorsam, alles leere Ceremonienwesen, jedes Nationalanrecht an einen besondern Gott, endlich auch jene leere Spekulation aus, die über das innere Wesen Gottes grübelt. So wenig ein Kind über die Möglichkeit der Existenz seines Vaters spekulirt, sondern solche in erwiesenen Wohlthaten *gegeben* annimmt, indem es ihn als den Urheber seines Daseyns, als seinen Erhalter, Versorger und Erzieher betrachtet: so wenig kann der allgemeine Vater der Menschen als ein Problem aufgelöset, als ein Theorem demonstriert, oder irgend als ein ausschliessender Nationalgott mit leeren politischen Ceremonien verehrt werden. Der Gott Christi war der *allein Gute*, das Ideal der Güte und Liebe; ein *Vater*, der in das Verborgene sieht, und dieß verborgene Gute vergilt; ein *Geist*, den man nur im Geist und in der Wahrheit anbetet. Der reinste, fruchtbarste und innigste Begriff von Gott ward also durchs Christenthum zum populärsten für alle Menschen;

Er ist der Grund der ganzen Religion Jesu. Denn aus diesem Begriff folgerte Jesus nicht nur kindliche Ehrerbietung, Liebe über alles, und ein angemessenes Zutrauen zu diesem väterlichen Wesen, sondern auch *Nachahmung Gottes, als eines Urbildes der Gerechtigkeit und Billigkeit, einer allgemeinen Güte und Großmuth*. Er weckte in Menschen als in Kindern Gottes das *Göttliche*, eine Ähnlichkeit mit ihrem allgemein wirkenden Vater auf, und machte ihnen das Gefühl zum Grundsatz: „wir sind *göttlicher Natur*, wir sind *seines Geschlechts*.“

HERDER.

Religion Jesu beruht auf keinen tiefen metaphysischen Schlüssen; — sie wird Gefühl, wie sie werden muß, wenn sie Einfluss auf die Besserung und Beruhigung der Menschen haben soll; denn bey dieser Kenntniß ist das Herz unmittelbar interressirt. Sie ist aber keine Schwärmerey, keine kalte Sophisterey, auch kein sinnlicher Pomp; sie ist Anbetung Gottes im Geist, und in der Wahrheit.

JERUSALEM.

Aus der Stiftung des Christenthums leuchtet deutlich hervor, daß seine wahre erste Absicht keine andere, als die gewesen sey: einen reinen Religionsglauben, über welchen es keine streitenden Meynungen geben kann, einzuführen;

alles jenes Gewühl aber, wodurch das menschliche Geschlecht zerrüttet ward, und noch entzweyt wird, rührt blos davon her, daß durch einen schlimmen Hang der menschlichen Natur, was beym Anfange zur Introdution des letztern dienen sollte, nämlich, die an den alten Geschichtsglauben gewöhnte Nation durch ihre eigne Vorurtheile für die neue zu gewinnen, in der Folge zum Fundament einer allgemeinen Weltreligion gemacht worden. — Fragt man nun, welche Zeit der ganzen bisher bekannten Kirchengeschichte die beste sey, so trage ich kein Bedenken, zu sagen, es ist die jetzige, und zwar so, daß man den Keim des wahren Religionsglaubens, so wie er jetzt in der Christenheit, zwar nur von einigen, aber doch öffentlich gelegt worden, nur ungehindert sich mehr und mehr darfentwickeln lassen, und davon eine continuirliche Annäherung zu derjenigen, alle Menschen auf einer vereinigenden Kirche zu erwarten, die die sichtbare Vorstellung eines sichtbaren Reichs Gottes auf Erden ausmacht.

Vernunftreligion, und Schriftgelehrsamkeit, die eigentlichen berufenen Ausleger, und Depositäre einer heiligen Urkunde, können an öffentlichen Gebrauche ihrer Einsichten, und Entdeckungen in diesem Felde vom weltlichen Arm schlechterdings nicht gehindert, und an gewisse Glaubenssätze gebunden werden; weil sonst Layen die Kleriker nöthigen würden, in ihre

Meynung einzutreten, die jene doch nur von dieser ihrer Belehrung her haben. Wenn der Staat nur dafür sorgt: daß es nicht an Gelehrten, und ihrer Moralität nach im guten Rufe stehenden Männern fehle, welche das ganze des Kirchenwesens verwalten, deren Gewissen er diese Beforgung anvertraut, so hat er alles gethan, was seine Pflicht und Befugniss mit sich bringen.

KANT.

Wo der Geist des Herren ist, da ist Freyheit:
(2. Kor. 3, 17.)

Durch Freyheit des Geistes ist das Christenthum entstanden; Freyheit des Geistes, doch also daß sie nicht Frechheit werde, ist seine Grundfeste, und wird sein ewiger Charakter bleiben. —

Danken sollen wir Gott, daß er uns eben durch das Christenthum über die Zeiten geholfen hat, in denen das Christenthum entstand, und entstehen mußte; nicht aber sollen wir uns diese Zeiten mit jedem Lokalumstände, und Lokalmißbrauch zurück wünschen. Der Geist des Christenthums ist etwas anders als eine Begeisterung in Menschen, und Engelzungen, oder als ein Lieb- und Nutzloses Versetzen der Berge.

Christus wollte, und konnte nicht unsern Verstand unter das Joch hergebrachter Formeln,

und Worte zwingen; Er der Befreyer des menschlichen Verstandes, nicht sein Tyrann und Fesselgeber. Die Apostel wollten, und konnten es nicht; vielmehr sehen sie ihre Zeit nur für den *Anfang eines Baues* an, an welchem immerhin zu *mehrerer Erkenntniss, und Vollkommenheit* fortgebauet werden sollte. Sie sahen das Christenthum in der *Kindheit*, das einst ein *vollkommener Mann* werden würde, und werden müßte.

Denn wo Erkenntniss gesetzt wird, setzt man zugleich einen Fortgang des Erkenntnisses; wo Uebung gesetzt wird, einen Fortgang der Uebung. Sobald Geist einen Körper belebt, so muß der Körper entweder abnehmen, oder wachsen, in statu quo kann er selbst dem Scheine nach nicht bleiben. Alle Seufzer also, mit denen man sich in die ersten Zeiten des Christenthums zurück wünscht, sind leere Seufzer; an Mitteln der Erkenntniss besitzen wir alles, was sie hatten, und besitzen es geläuteter, geprüfter. Die Masse des menschlichen Urtheils hat sich verstärkt; unsre Schuld ist's, wenn unser deutlicheres, größeres Erkenntniss nicht zugleich auch größere That wird.

HERDER.

Der Sinn des Satzes: *seyd heilig wie euer Vater im Himmel heilig ist*, ist unter den Schriftgelehrten nicht ausgemacht, und in den Augen

mancher der berühmtesten Weltweisen eine glänzende Tirade. Der *wahre Christ* hingegen findet in diesem Satze, ohne alles Kopfbrechen, *alle Geheimnisse der Religion enthüllt*, alles, was der Mensch von Gott *wissen*, alles was er für Gott *thun* kann. *Christus*, der dieses der *Erste* gelehrt hat, ohne es gelernt zu haben, die die ganze *Ueberzeugung* und *Gefinnung* ächter Religion in diesen Worten so unübertrefflich ausgedrückt, und was durch die *Dogmatik* der Theologen immer *dunkler*, und durch die Metaphysik der Philosophen immer *streitiger* geworden ist, denen, die *eines guten Willens* sind, zu ihrer völligen Befriedigung geoffenbahret hat, Christus ist ihm eben darum der *Abgesandte Gottes*, dessen *Wort* er nicht auf sein bloßes *Ansehen*, sondern dessen Ansehen er um des Wortes willen für göttlich anerkennt, und laut bekennt, ohne sich daran zu kehren, daß dieses Bekenntniß den Pharisäern und Juden aller Zeiten *Aergerniß*, und den Sadullern und Heyden *Thorheit* seyn muß.

REINHOLD.

Christus suchte nicht seine eigene Ehre, sondern die Ehre seines himmlischen Vaters. Alle Menschen wollte er zu Gotteskindern erhöhen; und nach der Kinderlehre seines Evangeliums sind alle Gottes Kinder, die in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben.

F

Sein Muth war groß. Seinem Verräther, einem aus den zwölfen, gieng er mit den göttlich großen Worten entgegen: ich bin's. Dem Petrus gebot er, sein Schwert in die Scheide zu stecken.

Er starb den schmähligen Tod des Kreuzes, und nichts gieng ihm so nahe, als sein großes Werk, das aber nicht starb, sondern auferstand, und dessen Geist er dem Geiste der Geister empfahl!

Das alte Testament sah' er als Hieroglyphen an, als Schattenbilder, die er begeisterte. Reine Tugend war seine Lehre; das Herz, die *innere Gesinnung* seine Forderung an die Menschen, und Vollkommenheit sein Ziel!

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, nach Vollkommenheit; und alles andere wird euch zufallen: war sein System. Seine Lehre von der Vorsehung: *Sehet die Lilien auf dem Felde* — und von der andern Welt, nach welcher wir durch den zeitlichen Tod nicht auf ewig sterben, wickelt alle Knoten auf, die er nie gewaltsam zerschlug, sondern menschenfreundlich lösete.

Nicht mit Verheißungen hoher Ehrenstellen, sondern mit der Verkündigung, daß man sie behandeln würde, wie ihn, sandte er seine zwölf in alle Welt, um sein Evangelium auszubreiten.

Er wußte seine Schicksale, übernahm sie muthig, und starb getrost, um ewig in seiner Lehre zu leben, und *sie* — von den Todten der Mißverständnisse, der Zusätze, und falschen Erklärungen erweckt — stirbt hinfort nimmer.

DER VERF. *der Kreuz- und Queerzüge etc.*

Das *Christenthum* gebietet die *reinste Humanität auf dem reinsten Wege*. Menschlich und für jedermann faßlich; demüthig, nicht stolz-autonomisch; selbst nicht, als Gesetz, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit Aller gebiethet und giebt es verzeihende Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende thätige Liebe. Es gebiethet solche nicht als einen Gegenstand der Spekulation, sondern giebt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende That, durch fortwirkende *Gemeinschaft*. Es dient *allen* Classen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorret, und abfällt. Der Mißbrauch des Christenthums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht; ein Erweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben dafs, wie es gediehen ist, es so viel gut zu machen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt nach der Regel, die in ihm liegt, dafs es dieß thun müsse und thun werde. Der Labyrinth seiner Mißbräuche und Irrwege ist nicht unendlich; auf seine reine Bahn zurückgeführt, kann es nicht

anders, als zu dem Ziel streben, den sein Stifter schon in dem von ihm gewählten Nahmen „*Menschensohn*“ (d. i. Mensch) und im Gerichtsspruch des letzten Tages ausdrückte. Wenn die schlechte Moral sich an dem Satz begnügt: „Jeder für sich, niemand für alle!“ so ist der Spruch: „Niemand für sich allein, jeder für alle,“ des Christenthums Lofung.

HERDER.

Das Christenthum ist die einfachste Religion auf Gottes weiten Erdboden, so wie der Geist einfach ist. Sie kann Körper annehmen, wie in der Schrift Engel Körper angenommen haben, und wie man von sehr guten Menschen; die gut wie Seelen sind, sagen könnte: Sie hätten Körper angenommen. — Die christliche Religion hat keinen Tempel, kein Haus, kein Obdach nöthig, sondern überall, wo Luft und Sonne ist, wo wir sind und weben, ist Gottesstuhl, und die ihn anrufen dürfen nicht das Gesicht drehen und wenden. Gott ist überall. Im Morgen und in der Mitternacht. Wer recht thut, ist ihm angenehm.

HIPPEL, *der Verfasser der Lebensläufe n. auf L.*

Was in der Religion Jesu am verständlichsten und andringlichsten, als offenbar beabsichtete Hauptsache, vorgetragen und eingeschräpft wird,

ist wohl unmöglich zu verkennen, nämlich: die höchste Menschenwürde und reinste Gottesliebe im *Gutwollen und Rechtthun*; der Schöpfer und der Herr der Welt, als allgemein guter Vater der Menschen; der Trost seiner Alles umfassenden Vorsehung, die auch den Verirrten versicherte Zurückbringung und Wiederaufnahme zur Tugend und Glückseligkeit; die Erwartung einer fortdauernden erfreulichen Zukunft unter der unverbrüchlichen Bedingung der *Rechtschaffenheit* — das ist Religion des Christenthums. —

DER VERF. *des Buchs: Religion eine
Angelegenheit der Menschheit.*

Dem wahren Christen ist durchaus kein Buchstabengesetz, sondern das seines Geistes gegeben. Die Geheimnisse des angehenden Christenthums waren eben keine Unbegreiflichkeiten, sondern nur unbekannte, unbeherzigte, und zum Theil aus praktischer Klugheit geheim zu haltende Lehren. Es kommt auf eine richtige Beurtheilungskraft, und Auslegungskunst an, um den wahren Sinn der Urschriften zu bestimmen, und gerade das herauszuheben, was wesentlich, und für alle Zeiten, und Menschen ist, und das abzusondern, was nur auf damalige Verfassung, und Umstände, auf den damaligen Grad der Kultur, auf damalige Meynungen, und Vorurtheile Beziehung hat.

Die kirchlichen Symbole gehören zum Polizeystand der religiösen Gesellschaft, sind Formeln, die den Körper halten, aber den Geist nicht binden; sie wehren also gar nicht die Vervollkommnung eines Systems, in so fern es auf die Selbstthätigkeit, und Veredlung des Geistes in Beziehung steht. Christus, und die Apostel mußten die Sprache der Welt reden, mußten sich in die gangbaren Vorstellungen der Menschen schicken, und dieses um so eher, je unschuldiger, oder doch wenigstens vor der Hand unschädlicher sie waren. Genug aber war's für die Vollkommneren, daß ihnen gesagt wurde: Es sollten alle Gaben, und Eingebung aufhören, und nichts bleiben, als: Glaube, Liebe, und Hoffnung.

Alles, was nicht in dem Fundamentalgesetze selbst enthalten ist, oder daraus durch eine consequente Schlussart gefolgert werden kann, ist, nach der eigenen Aussage Christi, und seiner Apostel; nur zufällig, und es bleibt nichts wesentlich, als Liebe, Glaub', und Hoffnung. — Aber die Liebe ist das Größte unter ihnen; denn Liebe, die durch das praktische Gesetz der Freyheit gewirkte Gefinnung, und Handlungsart, erfordert den Glauben an das Daseyn Gottes, und begründet die Hoffnung einer der Sittlichkeit des Subjekts proportionalen Glückseligkeit, wozu die Unsterblichkeit der Seele, als

eine nothwendige Bedingung, angesehen werden muß.

TIEFTRUNK.

Es ist nichts als Unwissenheit in der Geschichte, daß christliche Religion mit Bibel verwechselt ist; als ob es keine Christen gegeben hätte, da es noch keine Bibel gab; als ob darum die, und die weniger gute, fromme Christen hätten seyn können, die von vier Evangelien nur eins, und von so, und so viel Briefen nur einige kannten. Vor dem vierten Jahrhundert ist an ein vollständiges neues Testament, wie wir es haben, noch gar nicht zu denken gewesen. Und doch hat es immer ächte Christuschüler gegeben — stärkere, schwächere — je nachdem sie sich von dem alten Judenthum losmachen konnten.

I. S. SEMLER.

Die Grundwahrheiten der christlichen Religion, welche aus den Reden Jesu selbst hervorgehen, bestehen, nach meiner Ueberzeugung in folgenden:

- 1) So viel ist gewiß, und so viel ich weiß, von *allen* Mitgliedern *aller* Kirchen anerkannt, daß Jesus eine *sehr reine, alles umfassende Moral* vorgetragen habe. — *Rein* war seine Moral, weil er lehrte, daß man nicht gegen seine Erkenntnis des Rechts

handeln, sondern das Gewissen über alles ehren solle! — „Seelig sind, die reines „Herzens sind“ — „Aus dem Herzen „kommen etc.“ — und *alles umfassend*, weil aus diesem Grundsätze das pflichtmäßige Verhalten in jedem einzelnen Falle, der nur eine Anwendung desselben ist, fließt. Dabey trug er aber auch kein vollständiges System der Moral vor, sondern erläuterte, und schärfte nur die Gattungen des pflichtmäßigen Verhaltens ein; welche nach den Bedürfnissen seiner Zeitgenossen einer besondern Erläuterung, und Empfehlung bedurften: z. B. daß man menschenfreundlich, und hülfreich auch gegen Fremde der Nation, und dem Glauben nach, seyn müsse.

2) Dieses Sittengesetz sah er als das Gesetz *Gottes* an, stellte es als solches dar, und behauptete, daß *von der Beobachtung desselben der Beyfall des höchsten Wesens, und die künftige Seeligkeit* abhänge.

3) Sein Unterricht über *Gott* bezog sich weniger auf das *Innere* des Wesens, als auf die *Verhältnisse desselben zu der Welt*. Über das *erstere* lehrte er, daß Gott nur ein einziger, daß er ein Geist, und gut, oder vollkommen sey. In Absicht *dieses* aber, daß er als der *allgemeine Vater aller Menschen* betrachtet zu werden verdiene. Hiermit verknüpft er

- 4) Die Lehre von der *Belohnung* des Guten, und der *Bestrafung* des Bösen, und daß ein *anderes Leben*, und ein Zustand der *Veigeltung* zukünftig sey; in welchem aber nicht die *Juden*, sondern *alle Menschen*, welche die Grundsätze des Rechts, und der Liebe befolgten, *seelig* seyn würden.
- 5) Über die *Art der Verehrung Gottes* behauptete er: daß man Gott auch *ohne* äußerliche, an Zeiten, und Orte geknüpftene Ceremonien anbeten könne. Er nannte dieses die *wahre Anbetung* im Geiste, die noch zukünftig sey; und setzte sie der Anbetung Gottes in dem Tempel zu Jerusalem, oder auf dem Berge Garizim entgegen. Auch scheint es
- 6) Kaum zweifelhaft, ob er überhaupt seinen Jüngern aufgetragen habe, eine *besondere*, von Juden, und Heiden separirte, *christliche Kirche* zu gründen? — oder, aber nur verlangt habe, daß sich seine Schüler durch die Taufe zur Beobachtung seiner Religionsvorschriften verpflichten, übrigens aber die Freyheit behalten sollten, Juden, oder Heiden, oder vielmehr nicht Juden zu bleiben? — sondern vielmehr gewiß, daß er ihnen einen solchen Auftrag *nicht* gegeben, sondern daß er überhaupt *eine separirte äußerliche Religion* zu gründen, *nicht die Absicht* gehabt habe; wie auch die Praxis

der ersten Kirche zeigt, da die Juden, Juden blieben, und die Heiden, was sie ohnehin schon gethan hatten, nur der Abgötterey entlagten.

J. F. C. LÖFFLER.

Das Christenthum ist ganz *Sittlichkeit*; *darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen.*

Es ist auf keine Weise das Werk eines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltzweck. Wenn es das wäre, so müßte es in Eiferglauben ausarten, und blind werden gegen alles Unrecht des Staats, und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vortheil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrthümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten.

Darum haben wir auch noch kein Christenthum, und werden und sollen *als Nationen* keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu ihrer Staats- und zu ihrer Standesfarbe erwählt haben, diese Christenthümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Aeussere des Christenthums — sind Folgen der Religion, in so fern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts ist.

Das wirkliche Christenthum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben

die Irrthümer verdrängt zu werden, die ihm bey seinem Ursprung im Wege stunden.

Es scheint, die Welt sey durch die National-
unchristlichkeiten unserer Nationalchristenthü-
mer auf eben den Punkt gekommen, auf den sie
durch die Nationalausartung der Juden und Grie-
chen gebracht worden ist, ehe ein Galiläer den
Versuch wagen konnte, die Masse der gesell-
schaftlichen Menschheit bald allgemein aus dem
Kreis ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse heraus
zu führen, und mit stoischer Kraft der innern
Selbstständigkeit durch den Glauben an ihn, nä-
her zu bringen.

PESTALOZZI.

Es war ein bedeutender Mißgriff, daß man
von jeher *Christus* und nicht *Gott* als den *Gegen-
stand der ganzen christlichen Religion* ansahe und
zum Theil noch ansieht, auch größtentheils die
christliche Religion aus diesem Gesichtspunkte
behandelte, da doch Christus nur von Gott ge-
sandt war, der Welt eine bessere Gottesvereh-
rung bekannt zu machen, die von allen Partiku-
lären und Lokalen wiche, Moralität zum Zweck
derselben erhebe, das ganze Menschengeschlecht
als die größte Familie Gottes, Gott aber als den
Vater derselben darstellte, und durch dieses zu-
sammen eine *allgemeine Religion* werden könnte.
Statt diese Punkte zu beherzigen und den Geist
der christlichen Religion aufzufassen, verbreitete

man sich mit aller Kraft des Geistes über die Person Christi, suchte diese ins Unendliche zu bestimmen, nagte an den überfeinen Bestimmungen, die der gewöhnlichen Fassungskraft schon längst entrückt waren, und that, als sey die Religion Christi gar nicht vorhanden. War das nicht ein trauriger Mißgriff von unendlichem Schaden für das praktische Christenthum.

W. C. L. ZIEGLER.

Gegen die Absicht des Stifters unsers Glaubens gieng die Andacht wieder in Ceremonien über, und die göttliche Lehre wurde mit Formeln beladen. Diese Ceremonien waren oft geeigenschaftet die Tugend zu befördern, und diese Formeln waren nichts, wie unverständliche Töne. Die Christen bildeten sich ein, man könnte fromm seyn ohne Liebe des Nächsten und andächtig ohne Liebe Gottes; oder man könnte den Nächsten lieben, ohne ihm zu Hülfe zu eilen, und Gott lieben, ohne seinen Willen zu erkennen. Mehrere Jahrhunderte verflossen, ohne daß die Menschen hierauf aufmerksam wurden, und es giebt noch viele Völker, die in dieser Finsterniß leben. Man hört je zuweilen Leute über Frömmigkeit, Andacht, und Religion sprechen, oder selbst davon lehren, ohne doch mit dem *Göttlichen* bekannt zu seyn. Sie mißdeuten die Güte und Gerechtigkeit des Herrn der Welt, und bilden sich einen Gott, der we-

der verdiente nachgeahmt noch geliebt zu werden.

LEIENITZ.

Die uneigennützige Liebe, die Jesus lehrte, und bewies, artete bald in Selbstsucht, die Aufrichtigkeit in Falschheit, und das Wohlwollen in Berückung aus. Man vergaß die Absicht Christi, und behielt nur seinen Nahmen bey; man spiegelte von einem Himmelreich vor, und machte sich zum Herrn der Erde. Köhlerglaube, und Jesuitenkabale, päpstliche Eingriffe, und hierarchische Tücke, Mönchstheologie, und Eremiten Kasteyung — alles dieses, und noch andere Thorheiten, sind nicht nach dem Geiste Jesu, und seiner Religion. Diese lehret Wahrheit, und athmet Liebe, fordert Tugend, und Frömmigkeit, und verabscheuet das Laster und die Finsternisse.

TIEFTRUNK.

Zu wieviel Mißbräuchen im Christenthum ist nicht Veranlassung gegeben worden? Was hat es dem Stolze, dem Eigennutze für Vorwand gegeben, aus dem Lehrstande des Evangeliums einen mosaischen Priesterstand zu machen.

IERUSALEM.

Die Bibel ist das Orakel, dessen Aussprüche ich verehere. Nur protestire ich gegen alles Auf-

dringen irgend einer beliebten Erklärung. Niemand sage mir: das mußt du so verstehen! ob er ex cathedra, und in Pontificalibus, oder auf seiner Studierstube, und im Schlafrocke rede, das ist mir einerley. Sprachkunde, Geschichte, Logik, die sind mir die Schlüssel zu diesem Buche. Mein Kopf, und mein Herz — dies sind die Ausleger desselben.

DIETLS.

Wer bey dem Volke wohl gelitten seyn will, macht einen Pharisäer; und wer nach der Gunst der ruchlosen Großen und Reichen strebt, einen Sadduzäer. Der Mann, der zwischen beyden in der Mitte steht, gleich weit vom Aberglauben, und Unglauben, von der kleinfügig gesetzlichen Gerechtigkeit der erstern, und der ungerechten Hartherzigkeit der letztern entfernt ist, der auf Vernunftgesetz, und Vernunftglauben, auf ächte Religion, und Moralität hält — *Jesus Christus* — wird einstimmig von beyden gekreuzigt.

MUTSCHELLE.

Ich habe mich öfters gewundert, daß die Menschen, welche sich rühmen, die christliche Religion zu bekennen, welche in Liebe, Friede, Enthaltfamkeit, und Wohlwollen gegen alle besteht, mehr als feindseelig gesinnt waren,

und täglich den bittersten Haß gegen einander ausübten.

SPINOZA.

Ihr Stolz ist: Christen seyn, nicht Menschen; denn

Selbst das, was noch von ihrem Stifter her
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht, weil es menschlich ist;
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. —

Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu, und Glauben nehmen können! — doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein
Nahme

Soll überall verbreitet werden, soll
Die Nahmen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun.

LESSING.

Wie schön, wie *menschlich* ist die Volksphilosophie

Des Christus, der uns aus der Anarchie
Des blinden Ungefährs, und aus dem Waisen-
stande

Des kalten Phantheisten reißt;
Uns einen Schöpfer giebt, der durch die sanften
Bande

Der Kindschaft uns vereint, der unsern Geist
Zu seinem Hauche macht, der unser Schicksal
lenket,

Der unser Herz zur Tugend weiht
Und ihr zum Lohn Unsterblichkeit
In einem bessern Leben schenket!

Bleibt Kinder dieser Lehre treu;
Sie wird im Glück euch mild, im Unglück stand-
haft machen.

Durch sie wird selbst der Sklave frey;
Durch sie lernt ihr den Tod der Welt verlachen.

PFEFFEL.

Ich glaub' an dich, was auch von dir
Die Pseudo-Exegeten logen,
Die einen Vorhang um die Thür
Zu deiner lichten Weisheit zogen,
Und, himmelweit entfernt von ihr,
Die Menschen um das Glück betrogen,
Das, rein und wahr, wie Gott und mild,
Wie kein Geschwätz der Theologen,
Aus ihrer Lebensfülle quillt.

Ach! solltest du aus deinem Grabe
Du großer Dulder, auferstehn,
Und lehrend noch einmahl am Stabe
Der Pilgerschaft durchs Leben gehn;
Und solltest du den Unfug sehn:
Wie sie die Wahrheit, diese Habe
Der Weisheit, die so einfach schön

Aus deinem Herzen kam, verdrehen;
 Wie sie den Liebesinn verschmähn;
 Verfolgung aus der Lehre pressen,
 Die Liebe lehrt und Segen giebt;
 Wie sie die Duldung ganz vergessen,
 Die Mängel trägt und Gutes liebt,
 Und die du selbst, so tief betrübt,
 Bis zu den blutigsten Cypressen,
 An deinen Mördern hast geübt;
 Wie sie in deinem Nahmen haßen;
 Auf ihrem Hochmuth hingeruht,
 Stolz die Bescheidenheit verlassen,
 Womit du sprachst: *Nur Gott ist gut!*
 Wie sie mit tödtend frommer Wuth
 Hervorglühn aus den Mitternächten,
 Wo sie durch Bosheit oder List
 Gern die Vernunft erwürgen möchten
 Die ihnen zu vernünftig ist;
 Und wie sie nur, anstatt zu werden,
 Was du warst, Mann, voll Kraft und Geist,
 Sich streiten: was du denn auf Erden
 Wohl eigentlich gewesen seyst;
 Und wie sie an Verstand und Willen
 So ungleich dir, das Blutgesetz,
 Um seinen Blutdurst recht zu stillen,
 Durch ein ermordendes Geschwätz
 An deinem Schatten noch erfüllen.

Ach! solltest du das Alles sehn:
 Weg würdest du dein Antlitz drehn;

G



Und würdest eine Thräne weinen,
Voll Wehmuth, wie sie in den Hainen
Des Oelbergs deinem Aug' entschlich.

Und solltest du dann deine Lehren
Uns selbst enthüllen: würden dich
Die Pseudo-Exegeten hören,
Die niemand hören auſſer sich!
Und solltest du dirs gar erlauben
Nicht, wie's ihr stolzer Wahn befahl,
Nicht so, wie sie, an dich zu glauben,
Sie kreuzigten dich noch einmahl.

C. A. TIEDGE.

G E I S T.

Geist (spiritus) heisst auf ebräisch soviel als Gefinnung oder Erklärung seiner Gefinnung, und daher hiefs das Geferz selbst, weil es die Gefinnung Gottes erklärte, *Geist Gottes.*

SPINOZA.

Die älteste Stelle, die in den ebräischen Schriften der Geist Gottes nennt, ist die, daß *er über den Wassern geschwebet*, oder die Flügel bewege. Aus ihr, und aus einer andern, wo eben dieses Schweben vorkömmt, bildete man sich mit der Zeit eine himmlische Erscheinung, die die Kräfte der Schöpfung aufregte, und bewegte. *Friede, und Ruhe, eine sanfte Bewegung, und Erwärmung* war die Wirkung, in welcher man sich den einwohnenden Geist am liebsten dachte. Es war der Herabflug einer Taube von oben, das Wehen vom Munde Gottes, das alle Gebeine erquickte, und belebte. Innere Ruhe, mit grosser, aber leiser Wirksamkeit verbunden, nie ein wohnender Friede Got.

tes, wie ihn die Welt nicht geben könnte, war der Charakter des Geistes Gottes, mit dem er seine Lieblinge bezeichnete. Es war der Charakter Christi, wie ihn die Evangelisten, insonderheit Johannes schildern, und auf welchen Er selbst, als auf die schönste bleibende Gabe seine Apostel verweist. „*Mein Geist wird nicht immer unter den Menschen richten:*“ war eine andere frühe Stelle der ebräischen Schriften; und man zog in der Folge aus ihr insonderheit ein *richtendes Amt des Christus unter den Völkern*. Die *schöne Beschreibung Jesaias von seinem zukünftigen großen Könige, auf welchem ruhen würde der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit, und des Verstandes, der Geist des Rathes und des Muths, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn. Er wird nicht richten nach dem, was seine Augen sehen, noch nach dem, was seine Ohren hören; sondern mit Gerechtigkeit wird er richten die Armen, und für die Unterdrückten im Lande das Recht sprechen. Das Wort seines Mundes wird der Stab seyn, womit er Länder schlägt; der Hauch seiner Lippen ein Schwert, das die Schuldigen tödtet. Denn Gerechtigkeit, und Wahrheit werden ihn gürten.* — Diese einzige Beschreibung sey hierüber statt aller mehrerer Stellen. *Weisheit, und Erkenntniß, insonderheit verborgene Weisheit, und verborgenes Erkenntniß, waren ferner vorzügliche Gaben dieses göttlichen Geistes.*

HERDER.

Worte können nur an schon bekanntes erinnern; und alles ist todtes Wort, und sinnloser Buchstabe, ohne den *Geist der Deutung*, der in unmittelbarer Anschauung, und Erkenntniß sein Wesen hat, und der alleinige Geist der Wahrheit ist: *unzuverlässig den Roben; den Weisen aber sicher, und gewiß.*

PLATON.

Der Buchstabe tödtet, der Geist belebt.

PAULUS *der Apostel.*

Mag die Auslegung der Schriftstellen nicht selten gezwungen scheinen, öfters auch wirklich seyn, und gleichwohl muß dieselbe, wenn es nur irgend möglich ist, daß der Text sie annimmt, jeder buchstäblichen vorgezogen werden, die entweder für die Moralität schlechterdings nichts enthält, oder den Triebfedern derselben wohl gar entgegen wirkt. Aller Geschichtsglaube ist, ohne seine Beziehung auf den moralischen, todt an ihm selbst. Alle Schrift ist nur in soferne von Gott eingegeben, als sie nützlich ist zur Lehre, Strafe, Besserung. Die *Gefinnung, und Denkart des reinen Religionsglaubens ist der Geist Gottes*, der in alle Wahrheit leitet, und man kann in der Schrift nur in so fern das ewige Leben finden, als sie von diesem Geiste zeuget.

KANT.

Der heilige Geist besteht nicht in einer höhern übernatürlichen Belehrung, sondern es wird ausdrücklich gesagt, daß er in einer Denkungsart bestehe, welche der Gefinnung Christi ähnlich ist. Und wer einmal diesen Geist Christi hat, wer sich durch seinen religiösen Grundsatz: Liebe Gott, und deinen Nächsten als dich selbst! leiten läßt, der hat einen untrüglichen Führer in alle Wahrheit, kann alles unterscheiden, und richten, d. i. den Werth jeder Lehre, jeder Gefinnung, und Handlung bestimmen.

Die Geisterwelt ist ein herrliches Reich — sich selbst gesetzlicher Freyheiten, und die Sinnenwelt der würdigste Schauplatz und Gegenstand ihrer Selbstthätigkeiten. — Unser eigenes Gemüth ist mit Anlagen, und Kräften befruchtet, die schon hier im Fortgang ihrer Entwicklung, und eines zweckmäßigen Gebrauchs bewunderungswürdige Früchte tragen.

TIEFTRUNK.

Der Geist kann nur in *seinem Handeln* aufgefaßt werden, er ist selbst nichts anders, als ein ewiges *Werden*. Er wird object nur durch *sich selbst*, durch sein *eignes Handeln*. Was nun ursprünglich object ist, ist als solches nothwendig auch ein *Endliches*. Weil also der Geist nicht ursprünglich object ist, kann er nicht ursprünglich seiner Natur nach endlich seyn. — also unendlich? — Aber er ist nur in so ferne Geist,

als er für sich selbst object, d. h. in so fern er endlich wird. Also ist er weder unendlich ohne endlich zu werden, noch kann er endlich werden, ohne unendlich zu seyn. Er ist also keines von beyden, weder unendlich noch endlich allein, sondern in ihm ist die ursprünglichste *Vereinigung* von *Unendlichkeit* und *Endlichkeit*.

DER VERF. d. *allgem. Uebersicht der neuesten philos. Litteratur.*

Wenn das geistige im Menschen im Vergleich mit seiner materiellen Natur etwas göttliches ist, so muß auch das den Bedürfnissen und der Würde des erstern gemäß eingerichtete Leben etwas göttliches seyn, in Rücksicht des gewöhnlichen menschlichen Lebens. Wir müssen also nicht, wie einige sagen, als Menschen menschlich, als Sterbliche sterblich denken; sondern im Gegentheil, so viel wir immer vermögen, gegen das Sterbliche ankämpfen, und alles thun, um dem, was das Edelste in uns ist, gemäß zu leben. Denn wenn gleich dieß Edelste unftrer Natur (gleichsam an Maafse) der minder beträchtliche Theil derselben ist; so übertrifft es doch durch Pracht und Würde alles übrige unendlich. Auch machet es eigentlich unser selbst aus, wenn anders das Edlere auch das Bessere ist. — Hieraus erhellet also, daß ein den Bedürfnissen und der Würde unsers Geistes angemessenes Leben, das vortreflichste und beste für

den Menschen ist; weil er eben durch den Geist eigentlich Mensch ist.

ARISTOTELES.

Die Gestalt des Geistes ist ewig; sie kann man nicht in todttem Stoffe durch fremde Kunst, sondern in seinem eignen Betragen erhalten und nachbilden.

C. C. TACITUS.

Wie viele können nichts mit dem Geiste, und wollen alles mit den *Augen* sehen. Ein großer Geist aber sucht das Gemüth von den Sinnen, die Gedanken vom Weg der Gewohnheit abzuziehen.

CICERO.

Du Selbst in mir, Kraft edler fremder Art,
Wer hat zum todtten Stoffe dich gepaart?
Wer diese Sinnen mir entriegelt?
Du Eines, das die Welt, sich selbst sich offenbar't,
Wer mit der Geisterwürde dich versiegelt?
Du räthselhaftes *Ich*,
Was ist dein Wesen, wo dein Ursprung, sprich?
Bist du dem Staub, wie dieser Leib, verwandt,
Und zinfest wieder an den Staub,
Nach der Veränderung Gesetzen, deinen Raub?
Wie oder Gott befreundt? Ist, wo in höhern
Sphären

Die höhern Endlichen den Ungeschaffnen ehren,
Sag' an, dein schön'res Vaterland?

CONZ.

Wenn der Christ den gestirnten Himmel
durchwandelt, so durchfliegt er Wunder mit ei-
nem Fluge, der selbst wunderbar ist; und indem
er ihre Hoheit betrachtet, bestätigt er seine eig-
ne. Er fühlt seine himmlische Abkunft, und die
Wahrheit, daß er über den Sternen daheim sey.
Die Erde verfißt seinen Leib, und der Himmel
seinen Geist mit Speise.

MUTSCHELLE.

Welche Wonne fühlt nicht schon in diesen
sterblichen Gliedern ein Geist, wenn es nur an-
fängt in der ungewissen Dämmerung seiner Be-
griffe zu tagen, und sich immer, und weiter der
holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle
Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem ent-
zückten Auge Gegenden zeigt, voll unendli-
cher Schönheit.

I. I. ENGEL.

Wie innig fühlt sich der Mensch; geistiger
Art beseeligt, wenn er Zeuge von der Freude,
und dem Wohlfeyn seiner Mitgeschöpfe feyn, und
daran Theil nehmen kann.

C. W. SNELL.

Nur die Seele genießt ihr Daseyn auf eine höhere Art, welche ihr Wohl mit dem Wohl ihrer Brüder innig verschlungen, und sie durch tausend Bande der Natur an sich geknüpft fühlt. Herrlicher Bund der Selbstliebe, und des Wohlwollens! Himmlische, seelige Harmonie!

P. I. LIEBERKÜHN.

Die Wonne der Geselligkeit, *der geistigen Verbindung*, hat ihre Stufen, die mit den Stufen der Ähnlichwerdung zunehmen. Je mehr, je inniger die Seelen im ganzen Umfange ihrer Existenz, Begriffe, Freude, Leid mit einander theilen, um so wärmer die Freundschaft, die Liebe, um so größer die Glückseligkeit! die holden Augenblicke, wo ein Herz dem andern entgegen wallt, wo jeder Wink, jeder Blick Sprache ist; wo alles so werth, so lieb wird, was auf den Geliebten Bezug hat! Wenn du da verstummt, und zitternd ihn umfassest! der kurze, aber himmlische Moment, wo du dein Daseyn vergiffest, und in ihm lebst? — O Mensch, hienieden ist nichts dieser Seeligkeit vergleichbar!

K. VON DALBERG.

Wo sich Grazie, und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen, und zu-

rückgestossen; angezogen als Geister, zurückgestossen als sinnliche Naturen.

SCHILLER.

Ein tapferer Geist, im Kampf mit der Widerwärtigkeit, ist ein anziehendes Schauspiel selbst für die Götter.

SENECA.

Unter *hohem Geiste* versteht man, sowohl den Widerwillen gegen Unterwürfigkeit, und Sklaverey, als die Erhabenheit über Gewinnsucht, und Furcht.

GARVE.

Die *Größe des Geistes* fängt an, sobald die verschiedenen Kräfte der Seele, die sie vornehmlich zum Denken braucht, in einem höhern Grade, als zu dem täglichen Leben für einzelne Menschen erfordert wird, wirksam find. Einbildung, Aufmerksamkeit, Vergleichung, Beurtheilung, Vorhersehen, und Schliessen, alles dieß muß auf Sachen angewandt werden, die erheblich, und erspriesslich find. Nicht allemal ist es nöthig, daß die Größe bis zum Ausserordentlichen hinansteige. Bald ist es schon hinreichend, wenn sie zwanzig Menschen Seelen übersteigt, bald muß der grose Geist, wie Saul, auch über die Propheten hervorragen. Ein andermal er-

hebt er sich gar *über* seine Zeit, darinn er lebt. Dann mag er erscheinen, wenn er will: so stehen große Veränderungen bevor. Die Größe des *ersten* ist schon geschickt zum Anführen; des *zweyten* zum Herrschen; der *letztgenannte* schaltet mit allem, was neben ihm ist. Wie ein Sturmwind reinigt er die Luft auf dem festen Lande, und veranlaßet Schiffbrüche auf dem Meere. Kein Dreyzack hemmt seinen Ungeßüm, wenn er außerdem eine gewisse Beständigkeit, eine Haltung an sich hat, die eben sonst nicht allemal mit ihm verbunden ist. Sie kann zuweilen bey dem kleinen Geiste sich finden lassen, und giebt ihm sodann einen Werth, der ihn dem größern Geiste in mancher Betrachtung gleich setzet. Dies ist die *Stärke der Seele*, das *Eigenthum derer*, auf welche nur die Königin *Christina* durch die schöne Betrachtung kann gezielet haben: „Es giebt keinen Stand unter den Menschen, den man nicht verherrlichen könnte, entweder durch das, was man darinn thut, oder durch das, was man darin leidet.“ —

T. ABBT.

Was ist das schönste Gesicht *ohne Geist*? der blankeste Kristal, das lieblichste Blau des Auges gefällt mir nicht, wenn es nicht der Spiegel einer sanften, und heitern Seele ist. — Immer mag ein zuckerfüßer Athem die kleinen verschwiferten Lippen leicht schwebend theilen,

sie reitzen mich nicht, wenn nicht süsse Weisheit von ihnen fließt. Der schönste Busen ist mir dann nur schön, wenn Herzensgüte ihn emporhebt, wenn reine edle Empfindungen ihn in sanfte Wallungen setzen.

DIETLS.

Was *Geist* ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht malen; aber empfinden läßt es sich, es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft, und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper, und eignen jenem alles das zu, was den Körper bis auf seine Elemente befeelet, was Leben in sich hält, und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht, und Kräfte fortpflanzt. In den ältesten Sprachen also ist *Geist* der Ausdruck unsichtbar strebender Gewalt; dagegen *Leib*, *Fleisch*, *Körper*, *Leichnam* entweder die Bezeichnung todter Trägheit, oder einer organischen Wohnung eines Werkzeugs, das der einwohnende Geist als ein mächtiger Künstler gebrauchet.

HERDER.

Mit Recht scheint man den Geist des Menschen, als sein eigentliches Selbst ansehen zu können. Denn dieser will immer gleichsam bey sich selbst seyn, mit sich selbst leben.

ARISTOTELES.

Das beste wird nicht deutlich durch Worte,
der Geist aus dem wir handeln, ist das Höchste.
Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen,
und wieder dargestellt. Niemand weiß, was
er thut, wenn er recht handelt, aber des Un-
rechten sind wir uns immer bewußt.

GÖTHE.

SCHWÄRMEREY.

Schwärmer, Schwärmerey kommt von Schwarm, schwärmen; so wie es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers. Aus was für Absichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedient: das giebt die Classen der Schwärmerey.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben, (sie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an sich selbst, oder an andern seyn), um zu jener Absicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen: nur weil diese Schwärmer, sage ich, leider die zahlreichste und gefährlichste Classe der Schwärmerey ausmachen, hat man diese Schwärmer κατ' ἐξοχην *Schwärmer* genannt.

LESSING.

Der Wahn durch religiöse Handlungen des Kultus etwas in Ansehung der Rechtfertigung vor Gott auszurichten, ist der religiöse Aberglaube; so wie der Wahn, dieses durch Bestrebung zu einem vermeintlichen Umgange mit Gott bewirken zu wollen, die religiöse Schwärmerey. Es ist abergläubischer Wahn, durch Handlungen, die ein jeder Mensch thun kann, ohne daß er eben ein guter Mensch seyn darf, Gott wohlgefällig werden zu wollen, z. B. durch Bekenntniß statutarischer Glaubenssätze, durch Beobachtung kirchlicher Observanz, und Zucht, u. d. gl. — Es wird aber darum abergläubisch genannt, weil er sich bloße Naturmittel, nicht moralische, wählt, die zu dem, was nicht Natur ist, das ist, dem sittlich guten, für sich schlechterdings nicht wirken können. — Ein Wahn aber heißt schwärmerisch, wo sogar das eingebildete Mittel, als übersinnlich, nicht in dem Vermögen des Menschen ist. ohne noch auf die Unerreichbarkeit des dadurch beabsichtigten übersinnlichen Zwecks zu sehen: denn dieses Gefühl der unmittelbaren Gegenwart des höchsten Wesens, und die Unterscheidung desselben von jedem andern, selbst dem moralischen Gefühl, wäre eine Empfänglichkeit einer Anschauung, für die in der menschlichen Natur kein Sinn ist. Der schwärmerische Religionswahn ist der moralische Tod der Vernunft, ohne die doch gar keine Religion, als welche, wie

alle Moralität überhaupt, auf Grundsätze gegründet werden muß, statt finden kann.

KANT.

Je schwächer unfre Nerven sind, desto geschickter fühlen wir uns zur Schwärmerey.

THÜMMEL.

Andächtig schwärmen ist leichter, als gut handeln. Zu jenem gehören nur die überspannten Gefühle eines reizbaren Weibes; zu diesem Entschluß, und Kraft eines thätigen Mannes.

MUTSCHELLE.

Hörst du von Wunderkraft entflammte Zungen schreyen:

Auf unserm Markt ist Himmelsbrod gemein!
So geh' vorbey, und glaube keiner;
Der Koth wird immerfort gemeiner,
Als Himmelsbrod auf ihren Märkten seyn.

THÜMMEL.

Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Gespenster.

GOETHE.

Schwärmerey und Aberglaube vertragen sich nicht nur sehr gut mit jedem Grade der Verderb-

H

nifs des Herzens und der Sitten, von welcher sie nicht selten die Folgen find, sondern werden auch vermöge der Natur der Sache, hinwieder zu reichen Quellen und kräftigen Beförderungsmitteln derselben. Eben die Unmacht der Seele, die der Erschütterung eines geschwächten Gehirns und den Visionen einer kranken Phantasie nicht widerstehen kann, wird auch von jedem Stofs der Leidenschaften, jeder Verführung der Sinne überwältiget. Daher haben sich die Zeiten, wo Dämonisterey und Fanatismus die Oberhand gewannen, immer auch durch einen höhern Grad von sittlicher Verdorbenheit ausgezeichnet.

Hang zur Schwärmerey ist eine Art von epidemischer Krankheit des Menschenverstandes, dergleichen sich bey jedem Volke, das unter dem zermalmenden Druck einer despotischen Regierung, durch die höchsten Grade der Verfeinerung und Üppigkeit und durch alle Arten sinnlicher Ausschweifungen *seine Nerven vorlobren bat*, gewöhnlich einzustellen pflegt, und bey den obersten Classen die natürliche Folge einer durch Überspannung und Erschöpfung der körperlichen Kräfte verursachten *Impotens der Seele*, bey den niedrigsten hingegen ein eben so natürliches Resultat der äuffersten Unterdrückung ist; eines Zustandes, wo eine *durch Noth erzungene* Entbehrung aller zum Glück des

Menschen unentbehrlichen Befriedigungen die Wirkung der *freywilligen* Abtödtungen fanatischer Bonzen und Fakirn thut.

WIELAND.

Schwärmerey ist eine Krankheit, eine ansteckende Krankheit; vielleicht die ansteckendste, der unsere Menschennatur ausgesetzt bleibt, eben weil der Mensch ein geselliges, *theilnehmendes*, *sympathisirendes* Geschöpf ist. Starke Bewegungen in der Seele des andern, in seiner Art Bilder, Phantasien oder Phatome zu erwecken, sich und andern ein Reich der Glückseligkeit, einen Plan des Lebens zu entwerfen, gehen so bald in andere über; und gerade die gewaltsamsten Bewegungen, wirkliche Krämpfe und Contorsionen am leichtesten, am stärksten. Ein mächtiger Wille gebietet; reizbare Naturen, Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern, und werden wider Willen gezogen; wie der betäubte Vogel ängstlich der Klapperschlange zufliegt. Diese Verwirrungen menschlicher Gedanken zu entwickeln, diese Tendenzen menschlicher Kräfte und Anhänglichkeiten in ihren Lehren zu bestimmen, dazu ist die kälteste Vernunft, so wie das theilnehmendste Herz, kurz eine *Semiotik*, nöthig, die viel fordert. Jedes Übel muß der Arzt an Stelle und Ort, jeden Kranken in seiner Lebensweise nach seinen *ei-*

gensten Symptomen kennen, und ja nicht über oder gegen ihn daclamiren.

HERDER.

Jede Leidenschaft ist eine Verrückung der Seele, nämlich des Gleichgewichtes derselben. Ausgebrütet unter dem Zauberfittig der Einbildungskraft, schwillt jeder Begriff, jede Neigung zur Schwärmerey an. Wie viel Gutes, wie viel Böses kann diese nicht stiften? Wie allgewaltig, wer nach Wohlgefallen ihrer Fluth und ihrer Ebbe gebietet. — Ob der Geist vom Vater und Sohn, oder vom Vater durch den Sohn ausgehe, diese spizfündige Frage hat ganze Geschlechter der Menschen bewaffnet und die Grundfäulen der grössten Kaiserthümer erschüttert.

Einzig dem Mangel an Geschmack und gesunder Kritik, dem Mangel an Logik und Beurtheilungskraft, an Erfahrung und Naturkunde — vielleicht auch bisweilen dem Mangel an Bescheidenheit und Ehrlichkeit muß man die Anschweifungen einer abergläubischen und fanatischen Einbildungskraft zuschreiben. Das Herz ist zu unruhig bey der Ungewissheit der menschlichen Vorfälle, der Geist zu träge, ihrem Gang Schritt vorSchritt zu folgen, warum denn wollte man sich einem ernstern, mühsamen Nachdenken unterziehen? Warum mit philosophischer Gelassenheit seine Unruhen mäfsigen. Ein wenig

Chiromatie, Warfagungsgeist, Wunderkraft können durch einen noch einmal so weit fort-rücken als hundert Syllogismen.

L. MEISTER.

Nichts leitet den großen Haufen zuverlässiger, als der Aberglaube.

SPINOZA.

Wo der Verstand veräußt wird, und seine Region benebelt ist, da heben die Leidenschaften ihr Haupt empor, werfen tumultuarisch alles unter einander, und gebähren Fanatise, und Bannstrahl.

TIEFTRUNK.

Der menschliche Geist ist schwach; mehr als dreyviertheile der Menschen sind zu Sklaven des ungereimtesten Fanatism gebohren; die Furcht vor Hölle, und Teufel benebelt ihnen die Augen; sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht schaffen will.

FRIEDRICH II.

Ich weiß, die Welt hat es erfahren:

Dass selbst der Glaub' in einer Priesterhand
Mehr Böses that in siebenzehnhundert Jahren
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

BLUMAUER.

Der religiöse Schwärmer hebt die Grenze zwischen der sinnlichen, und über sinnlichen Welt auf; glaubt an unmittelbare göttliche Mittheilung, ist überzeugt, daß er mit der Geisterwelt in Verbindung treten könne, hofft diese höhere Wesen in der Sinnenwelt zu erkennen, und hält sich überhaupt an das Übernatürliche und Wundervolle. Die *Ursachen* dieser Schwärmerey sind gewöhnlich in einem zu reizbaren, und frühzeitig zu sehr gereizten Nervensysteme, in einer fehlerhaften Erziehung, wo Gefühle, und Einbildungskraft die Herrschaft über die Vernunft erhielten, in der Befriedigung heftiger Leidenschaften, und Begierden zu suchen. Die *Folgen* davon waren traurig, und fürchterlich von jeher, und sind es noch immer. Der Wahn mit Geistern, und mit der Gottheit umzugehen, bewirkt Stolz, und Verachtung der andersdenkenden, Verketzerung, Verfolgung, Intoleranz, Märtyrer — und Bekehrungssucht, Fanatismus, Aberglauben aller Art, Einsiedler — und Mönchsleben, Kreuzzüge, Geisterbeschwörer, Hierarchie, Alchymisten, Astrologen, Jesuitismus, u. d. gl. Entgegengearbeitet kann ihr werden durch den männlichen Sinn, mit dem man die Rechte der Vernunft geltend zu machen, und gegen Schwärmerey, und Fanatismus zu behaupten sucht; durch gemeinschaftliche öffentliche Verbindung der edlen, und weisen Menschen unsers Zeitalters, denen die Bil-

dung der Menschheit am Herzen liegt, und durch eine veredelte Erziehung, wodurch die Nachwelt vor diesem Übel gesichert werden kann.

K. H. L. PÖLITZ.

Priester haben sich immer bestrebt, das Interesse der Moral, und der Wohlfahrt des Volks zur Aufrechthaltung der Tyranney hinzuziehen, worin Aberglaube ihnen allen Vorschub that.

PAINE.

Die politische Schwärmerey ist ihrer Natur nach weit gefährlicher als diejenige, welche in verliebten Seufzern oder im Taumel von Wein und Opium verhraucht, indem sich dieselbe wahr fortpflanzt. Es giebt eine gewisse anziehende Kraft der Gemüther. Eine angebohrne Trägheit macht es uns leichter nach Beyspielen als nach unsrer eignen Weise zu handeln. Gleichwohl scheint der politische Enthusiasmus nicht weniger bey grossen Unternehmungen nothwendig, auf den Flügeln der Phantasie verliert man sich gerne in den Regionen des Donners und Blitzes; auch kann man sich auf denselben in einen lichtvollen Gesichtskreis erheben! — Der trostige Klügler gleicht dem Kaufmann, der nur um baare Bezahlung, — der Enthusiast demjenigen, der auf Kredit hin verkauft; jener läuft weni-

ger Gefahr, allein er gewinnt auch weniger als dieser.

L. MEISTER.

Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bey seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kommt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — sonderbar, daß *diese* Schwärmerey allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will.

LESSING.

Gegen die Schwärmerey im allerweitesten Verstande, was thut der Philosoph? — der Philosoph! denn um den Lucinianischen Geist bekümmere ich mich hier nicht. Wie dessen Bemühungen gegen den Enthusiasmus nicht weiter seyn können, weil er selbst Enthusiast ist: so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmerey von keinem wahren Nutzen seyn, weil er selbst Schwärmer ist. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seine Seite haben. Ein Schwarm von Lachern!

der lächerlichste, verächtlichste Schwarm von allen.

Die Frage ist: was der Philosoph gegen die Schwärmerey thut? weil der Philosoph nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht einem Schwarm anhängt, dabey wohl einsieht, daß Schwärmereyen nur durch Schwärmerey Einhalt zu thun ist. So thut der Philosoph gegen die Schwärmerey — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerey anrechnen wollte, daß wenn sie *speculativen Enthusiasmus* zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabey ankommt, *aufzuklären, und so deutlich als möglich zu machen, bemüht ist*. Freylich sind schon dadurch so manche Schwärmereyen verstorben, aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua; sondern gieng bloß seinen Weg. — Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philosophen auf alle menschliche Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philosophen geht, und nicht nach ihrem.

LESSING.

Es ist heilsam der Welt zu beweisen, wie wunderbar veränderlich die Schwärmerey sich einzukleiden weifs. Sie ist ein ansteckenderes Übel, als man denkt.

P. BAYLE.

So wie jeder Verrückte seinen Verstand durch die Phantasie beherrschen läßt, deren Geschöpfe er zu Wesen der wirklichen Welt macht, so ist auch jeder Schwärmer ein Sklave seiner Phantasie.

K. L. PÖRSCHKE.

Die feuerfangende Imagination, das wollüstige und unruhige Temperament ist es, welches verliebte Ritter und tollkühne Helden hervorbringt, und nicht selten hat man im Busen des Fanatikers die Altäre des Venus Dione und der Venus Urania beysammen gesehen. Wie schmeichelhaft ist es nicht für den Heiligen, wenn er auf diese Weise die Schwachheiten des Fleisches durch übernatürliche Salbung in eine geistliche, himmlische Verlobniß der Seelen verwandelt! hier ist mehr bloßer Platonismus! Wie selten ist nicht der Agathon, der aus den Armen einer Oberpriesterin den Schlingen des Fanatismus entreißt.

Der Fanatismus hat auch wie alle andere Begriffe und Neigungen gleiches Bewandniß — immer tragen sie die Farbe des Zeitalters. Der

Fanatismus ist nicht mehr so finster und geschmacklos, wie in vergangenen Jahrhunderten; er borgt seinen Anstrich von der Philosophie und dem Geziere des Zeitalters. Sollten die Dippels, die Weigels, die Gichtels und Rosenkreuzer in unsern Tagen wieder auferstehen, sie müßten sich gefallen lassen, ihren Eingebungen, Gesichtern, Offenbarungen einen modischen Zuschnitt zu geben.

L. MEISTER.

Je mehr eine starke Idee, die man in der Kindheit, oder in der Jugend, oder bey einer schlecht ausgestatteten Einbildungskraft empfängt, je mehr sie ungewöhnlich, wunderbar, ungreiflich, und mit den andern Ideen, die sich in dem Kopfe befinden, unverträglich ist: desto heiliger wird sie seyn; wird Wurzel schlagen; sich befestigen; und in einem thätigen Kopf alle die Ideen, die sie umgeben, an sich reißen, wie ein Magnet, der sich die Eisentheilchen, die um ihn liegen, eigen macht, und sie nicht eher läßt, bis er sie alle mit seiner Kraft impregnirt hat. Ich rede hier, selbst von ganz gefunden Köpfen, und nicht von solchen, wo der schwache Verstand die Einbildungskraft ungebaut läßt, und die Ideen dem Spiele des Zufalls Preis giebt.

HEMSTATIUS.

LESSING.

LESSING.

F Ü R S T.

Fürst! Verachte die Tugend nicht, sie macht das ganze Glück des Staates aus; — und fehlt dir diese Himmlische, so werden alle deine Strahlen ihren Schimmer verlieren.

Da herrscht der ewige Friede, wo Tugend auf dem Throne sitzt. — Der Staat geräth in Verwirrung, wo Tugend nicht gebietet! —

Wenn der Fürst sich nach den Weisen seines Volkes bildet, dann kann er auch weise werden, — und ist er dies, wer würde sich unterstehen, die Befehle eines weisen Fürsten zu verletzen? —

Aller Unterricht eines Fürsten bestehe in der Entwicklung seiner vernünftigen Natur, die von oben ihm zu Theil ward, dann in der Beharrlichkeit alles dessen, was gut ist; — und so erneure, verbessere er das Volk durch gute Gesetze, und schönes Beyspiel.

CONFUCIUS.

Der irret, welcher glaubt, der Fürst feye da am sichersten, wo nichts vor ihm sicher ist. Sicherheit wird nur durch wechselseitiges Bestreben, jeden bey seinen Rechten zu lassen, erhalten. — Die sicherste und einzige Veste der Fürsten ist — die *Liebe der Bürger*. — Der Fürst hat hinlängliche Beweise seiner Güte gegeben, der davon überzeugt ist, daß der Staat nicht wegen ihm, sondern er wegen des Staates da sey. — Wer würde sich erkühnen, einen solchen Fürsten etwas in den Weg zu legen? wer würde nicht alles Unglück von dem zu entfernen suchen, unter dem Gerechtigkeit und Friede, Sicherheit, Tugend und Würde blühen — unter dem der Staat an allem Überflufs hat.

SENECA.

Platon sagt: das älteste, zum Throne bestimmte Kind der alten persischen Könige, sey folgendermaassen erzogen. Nach seiner Geburt übergab man es, nicht etwa Weibern, sondern den vornehmsten Verschnittenen, die um die Könige zu seyn pflegen. Diese sorgten für die Gesundheit und Schönheit seines Körpers; und wenn der Knabe sieben Jahre alt war, so lehrten sie ihn Reiten, und Jagen. War er bis ins vierzehnte gelangt, so übergaben sie ihn den Händen von vier Männern, des Weisesten, des Gerechtesten, des Mässigsten, und des Tapfersten von der Nation. Der ersts lehrte ihn die

Religion; der zweyte, beständig wahr seyn; der dritte, seine Begierden im Zaum halten; der vierte, sich vor nichts fürchten.

MONTAIGNE.

Der Mensch ist an sich zur Ungerechtigkeit geneigt, und wird leicht Tyrann. Derjenige aber, der befiehlt oder gebietet, ist nichts anders als der Wächter des Rechts, mithin auch der Gesetze der Gleichheit.

ARISTOTELES.

Der Mensch ist zum Herrschen geneigt. Darum, sagt Aristoteles, werden Fürsten Tyrannen, sobald sie Eingriffe in die Gesetze des Landes thun. Kaum wird aber einer aufhören mehr wollen zu können, was er nicht kann, wenn er nicht an dem, was er will auch vollenden zu können, verzweifelt. Daher suchten die Fürsten des Alterthums, denen zur Erhaltung ihrer Existenz alle Hülfe von aussen abgeschnitten war, und nur auf ihr eigenes Vaterland rechnen durften, Verehrer der Gesetze, Liebhaber des Rechts, und Beschützer der Verfassung zu seyn; da sie wohl einfahen, dafs nur dadurch ihre Würde gesichert sey.

H. GROTIUS.

Die Pflichten des Fürsten sind alle in dem Satze enthalten: *das Heil des Staats sey das höchste*

Gesetz. Denn obgleich die Beherrscher eigentlichen Gesetzen nicht unterworfen sind (da Herrschen und dem Zwange unterworfen seyn widersprechende Begriffe sind); so haben sie doch die Pflicht, der gesunden Vernunft, welche das natürliche, moralische und göttliche Gesetz ist, so viel sie nur können, in allem zu gehorchen.

Die Regierungen sind des Friedens wegen da, und der Friede ist die Quelle alles Heils; wenn also die, welche das Heft der Regierung in Händen haben, es zu etwas andern gebrauchen, als zum Heil des Staats, so handeln sie gegen den Zweck aller Regierung, gegen das Gesetz der Natur und der Vernunft; denn die Regierung ist nicht ihretwegen, sondern der zu Regierenden wegen eingesetzt.

THOMAS HOBBS.

Glückselig ist dasjenige Volk, welches durch einen weisen König regiert wird. — Die Könige aber, welche nur darauf denken, sich gefürchtet zu machen, und ihre Unterthanen zu drücken, um sie desto mehr unterwürfig zu machen, sind die Geißeln des menschlichen Geschlechts. Sie werden gefürchtet, wie sie es wünschen, aber sie werden auch gehasset, und verabscheuet; und sie haben noch mehr von ihren Unterthanen als ihre Unterthanen von ihnen zu fürchten. — Ein weiser König, welcher das Glück so vieler Völker verursacht, und der

das feine in der Tugend findet — fesselt die Menschen mit einem hundertmal stärkerem Bande, als dasjenige ist, welches die Furcht knüpft; — Es ist das Band der Liebe! Man gehorcht ihm nicht nur, sondern man gehorcht ihm auch gerne. Er regieret in allen Herzen!

F. FENELON.

Üebertriebene Ehrenbezeugungen sind gemeiniglich der schlechteste Beweis der Liebe der Völker gegen Fürsten und Regenten, denn die Furcht macht sie verdächtig, da das, was sie eigentlich schön und zur Hochachtung macht, in dem freyen Willen derjenigen besteht, die sie erweisen. Die Furcht aber thut in solchen Fällen einerley mit der Liebe. Daher auch verständige Fürsten und Regenten nicht auf Statuen, Gemählde und Vergötterungen, sondern auf ihre Thaten und Handlungen sehen, und darnach den Ehrenbezeugungen entweder, als dem Ausdrucke der Hochachtung trauen, oder gegen sie, als der Folge der Nothwendigkeit, mißtrauisch sind. Denn öfters hassen die Völker mitten unter ihren großen Ehrenbezeugungen diejenigen, die dergleichen erzwungene Hochachtung auf eine unmäßige oder übermüthige Weise annehmen.

PLUTARCH.

Es ist schön, ein Königreich sich durch Gerechtigkeit erwerben; schöner noch ist's, die

Gerechtigkeit einem Königreiche vorziehen. Den Numa machte seine Tugend so berühmt, daß er des Königreiches würdig geachtet wurde; den Lycurg so großmüthig, daß er ein Königreich ausschlug.

PLUTARCH.

Eine Regierung, die auf dem Princip des Wohlwollens gegen das Volk, als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, d. i. eine väterliche Regierung (*imperium paternale*), wo also die Unterthanen als unmündige Kinder, die nicht unterscheiden können, was ihnen wahrhaftig nützlich, oder schädlich ist, sich bloß passiv zu verhalten genöthigt sind, um, wie sie glücklich seyn sollen, bloß von dem Urtheile des Staatsoberhauptes, und, daß dieser es auch wolle, bloß von seiner Gütigkeit zu erwarten, ist der größte denkbare Despotismus (Verfassung, die alle Freyheit der Unterthanen, die alsdann gar keine Rechte haben, aufhebt). Nicht eine väterliche, sondern eine vaterländische Regierung (*imperium non paternale, sed patrioticum*) ist diejenige, welche allein für Menschen, die der Rechte fähig sind, zugleich in Beziehung auf das Wohlwollen des Beherrschers, gedacht werden kann. Patriotisch ist nämlich die Denkungsart, da ein jeder im Staat (das Oberhaupt desselben nicht ausgenommen) das gemeine Wesen als den mütterlichen Schoos,

oder das Land als den väterlichen Boden, aus, und auf dem er selbst entsprungen, und welchen er auch so als ein theures Unterpfand hinterlassen muß, betrachtet, nur um die Rechte desselben durch Gesetze des gemeinsamen Willens zu schützen, nicht aber es seinem unbedingten Belieben zum Gebrauch zu unterwerfen, sich für befugt hält.

KANT.

Wozu mir Gnade? Gnade bedarf ich bey Gott; beym Fürsten verlang ich Recht, und Gerechtigkeit.

L. MEISTER.

Nein, Fürst, du bist nicht unser *Gott*. Von ihm erwarten wir Glückseligkeit; von *dir* die Beschützung unsrer Rechte. *Gütig* sollst du nicht gegen uns seyn; du sollst *gerecht* seyn.

DER VERF. der Zurückforderung der
Denkfreyheit von den Fürsten Euro-
pens.

Das wahre Lob eines Fürsten ertönet nicht aus dem Munde eines feilen Redners; sondern wird kund durch die Stimme eines freyen Volkes.

ROUSSEAU.

Der groſſe Segen der Fürſten iſt, freye Menſchen und redliche Freunde; und der gröſte Fluch, Sklaven und Schmeichler zu haben.

Ageſilaus war König der Lacedemonier. In ſeiner Gegenwart nannte man den König der Perſer den groſſen König. „Wie kann er größer ſeyn, als ich — erwiederte Ageſilaus — da er wenigſtens nicht gerechter iſt?“

Ein ſchöner und wahrer Maafſtab der Größe — ſchlagt ihn an, und ſtreicht damit die Zunahmen des *Groſſen* bey den meiſten Nahmen der Könige durch; aber ehrt ihn auch um ſo mehr, wo er mit Wahrheit ſteht. Könige haben zu viele Reitze von Schmeichlern und Böſewichten, zu viele Macht je zuweilen ungerecht zu handeln, als daſs es ihnen nicht zum beſondern Ruhme, zur beſondern Ehre und Achtung gereichen ſollte, ſich immer inner den Schranken der Gerechtigkeit zu erhalten.

MUTSCHELLE.

Auf die Frage: welches der beſte Regent ſey? antwortete ein Weiſer des Alterthums: der ſich ſelbſt zu beherrſchen weiſs; denn es iſt, ſetzte er hinzu, eben ſo ſchwer, ein Volk, deſſen Oberhaupt ſich ſelbſt übel verſtehet, zu beſſern, als den Schatten eines Stabes gerade zu machen, wenn der Stab an ſich krumm iſt.

HIPPEL.

O erhabener Beruf, hohe heilige Pflichten derer, welchen die Vorsehung die Regierung der Völker anvertraut hat! Wie viel können, wie viel sollen die Mächtigen der Erde nicht mit vereinigten Kräften dazu beytragen, daß nicht nur in einzelnen Staaten, und Ländern, sondern in der ganzen Menschenwelt bessere Zeiten anbrechen. —

Wenn nur einmal die Großen, und Gewaltigen im Volke nicht mehr Muster der Thorheit, des Leichtsinns, der Üppigkeit, und aller Laster, sondern Beyspiele der Weisheit, und Tugend wären, selbst das Gute ehrten, hervorzügen, wo sie es fänden, es sey im Pallaste, oder in der Bauernhütte; — sagt Menschen, was könnte nicht aus unserm Geschlechte werden.

C. W. SNELL.

Der Mensch, der zuerst den Gedanken hatte, und ihn mit Hülfe anderer böser Buben ausführte, den schändlichen Gedanken, gute, harmlose Geschöpfe, seine Brüder, zu seinen Sklaven zu machen, damit Er — während sie für ihn arbeiteten — die Früchte ihres Schweißes essen, bey ihren Töchtern liegen könnte — dieser Mensch war der erste Sultan!

WIELAND.

Wie viele Könige, welche sich durch die heiligsten Gelübde verbinden müssen, *nur* für die

Glückseligkeit ihrer Völker zu leben, erinnern sich dieser Gelübde noch, nachdem sie den ersten Zug aus dem Zauberkelch der willkührlichen Gewalt gethan haben!

WIELAND.

Glaubst du, daß süßer essen, und trinken, wie andere, sein Leben unter Weibern, Verschnittenen, und unverschnittenen Halbmännern verändeln, daß — das heiße Fürst seyn?

LEISEWITZ.

Ein Andächtler an der Spitze des Staats, ein Ehrfuchtiger, der sein Interesse mit dem Interesse der Kirche verbindet, wirft an einem Tage um, was zwanzig Jahre Arbeit kaum vollführet haben. Die einzige erlaubte Leidenschaft für ihn ist — fürs allgemeine Beste, so dachte Marc-Aurel, und so soll jeder Regent denken, der seine Pflicht erfüllen will.

FRIEDRICH II.

Ist die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Ist im Pallast der freye Geist gekerkert?
Hat hier ein edler Mensch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier ist die Hoheit erst an ihrem
Platz —

Der Seele Hoheit! — darf sie sich der Nähe
Der Großen dieser Erde nicht erfreuen? —
Sie darfs, und folls. — Wir nahen uns dem
Fürsten

Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durchs Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie sie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte?
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen;
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

GÖTTE.

Die Herablassung der Fürsten ist oft nur Politik, die Zuneigung des Volkes zu gewinnen. Diese Herablassung, die man zur Tugend macht, geht bald aus Eitelkeit, zuweilen aus Verdrossenheit, oft aus Furcht, und fast immer aus allen dreien zugleich hervor.

Fürsten wegen Tugenden loben, die sie nicht haben, heißt ihnen ungestraft Schmähungen sagen. Fürsten stempeln Menschen, wie Münzen, sie geben ihnen den Werth, welchen sie wollen, und man ist gezwungen, sie nach ihrem Kurs, nicht nach ihrem Schrot zu nehmen.

ROCHEFAUCAULT.

Es ist keine Kunst zu thun, was man will; *der* Fürst ist aber edel gesinnt, der nichts anders thut, als was er *soll*.

Ein Fürst achte doch die Liebe des Volkes nie gering; sie reicht weiter, als alle Gewalt. Er wird sie erwerben, und erhalten, wenn er

zeigt, daß er es nicht als Sklaven mit Furcht, sondern als freye Menschen mit Verstand regiere, und in seinen Handlungen nicht nach einem blinden Instinkt, sondern nach Gründen zu Werk gehe, deren Rechtmäßigkeit sich vor dem vernünftigen Theile der Bürger legitimiret.

F. K. v. MOSER.

Verschiedene Dinge sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß ausdehnen wollen. Darunter gehören hauptsächlich *Religion*, und *Liebe*.

FRIEDRICH II.

Ein Fürst, nachdem er regieret, ist er nicht ein *Christ*, sondern ein *Fürst*. Die Person ist wohl ein Christ, aber das Amt oder Fürstenthum geht sein Christenthum nicht an. Denn, nachdem er ein Christ ist, lehret ihn das, daß er niemand soll Leid thun. Er muß sagen: meinen Christenstand lasse ich gehen zwischen Gott und mir, das habe seinen Bescheid, wie ich gegen ihn leben soll.

M. LUTHER.

Suma (Fürst) seyn, ist alsdann nur Ehre, wenn man ein guter Suma ist.

DER VERF. des *Trakimor*.

Der Fürst ist der erste Diener des Staats.

FRIEDRICH II.

Es taugt nun freylich nicht,
Wenn Fürsten Geyer unter Aefern find;
Doch find sie Aefer unter Geyern, taugt's
Noch zehnmal weniger.

LESSING.

Könige ohne Freundschaft, und ohne Erkenntlichkeit scheinen mir dem Könige gleich zu seyn, den Jupiter den Fröschen gab.

Gerne würde ich als Privatmann die Freundschaft, und Achtung würdiger Männer verdienen, und dem entsagen, wornach die meisten lüsten, und streben; aber ich fühle zu sehr, daß wenn ich nicht Prinz wäre, ich wenig seyn würde.

FRIEDRICH II.

Wenn jemand kleinen Dingen eine grössere Gewalt giebt; als das Maass ihrer Kräfte verträgt, den Schiffen zu große Segel, dem Körper zu starke Nahrung, der Seele zu viel Herrschaft über andere; so wird alles umgekehrt, alles schwelgend, und übermüthig, und verfällt entweder in Krankheiten, oder in die vom Übermuth erzeugte Ungerechtigkeit. Was wollen wir hiemit sagen? Nichts, als dieses: daß es nicht in der Natur eines Sterblichen sey, den Besitz der höchsten Herrschaft über Menschen zu ertragen, wenn er nämlich jung ist, und Niemanden Rechenschaft geben darf, ohne daß

die gefährlichste Krankheit, die Narrheit, seines Verstandes sich bemächtige, und seinen nächsten Freunden ihn verhasst mache.

PLATON.

Ein Fürst kann mit allen Eigenschaften eines lebenswürdigen Privatmannes, mit wenig Lasten und vielen Tugenden, durch den bloßen *Mangel fürstlicher* Eigenschaften so viel Böses stiften, als der gräulichste Tyrann. — Unwissenheit in der Kunst zu regieren, wollüstige Trägheit, und allzugroßes Vertrauen zu seinen Günstlingen, die er als seine Wohlthäter ansieht, weil sie ihm die Last der Regierung abnehmen, Fehler der Erziehung, Schwachheit des Herzens des Temperaments sind es, die ihm die Liebe seiner Völker, und die Hochachtung der Nachwelt entziehen. Seine größten Fehler sind, daß er mit eignen Augen bloß durch fremde sieht; daß seine Ohren nur angenehme Dinge hören wollen. — Aber freylich zeigt uns die Geschichte des ganzen Erdkreises kein einziges Beyspiel, daß ein schwacher und unthätiger Fürst, durch einen Schlag mit einer Zauberruthe, bey seinem Erwachen auf einmal von lauter Walsingham's und Sülly's umgeben gewesen wäre, und wir sind wohl nicht berechtigt, ein solches Wunder vom Schickfal zu erwarten.

WIELAND.

Unter den römischen Kayfern, Titus ausgenommen, waren alle diejenigen, die es durch Erbfolge wurden, schlechte Fürsten, die adoptirten hingegen, lauter gute, wie an den Fünfen zu sehen ist, vom Nerva bis zum Marc-Aurel.

N. MACHIAVELLI.

So viele reiche blühende Provinzen!
Ein kräftiges und großes Volk, und auch
Ein gutes Volk, und Vater dieses Volks,
Das, dacht' ich, das muß göttlich seyn.

SCHILLER.

Es ist kein schönerer Anblick in der Welt,
Als: einen Fürsten sehen, der klug regiert, —
Das Reich zu sehen, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder nur sich selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

GÖTTE.

Man hat die hohen Benennungen, die einem Beherrscher oft beygelegt werden (die eines göttlichen, gesalbten, eines Verwesers des göttlichen Willens auf Erden, und Stellvertreters derselben), als grobe, schwindlich machende Schmeicheleyen oft getadelt; aber mich dünkt ohne Grund. — Weit gefehlt, daß sie den Landesherrn sollten hochmüthig machen, so müssen sie ihn vielmehr in seiner Seele demüthigen, wenn er Verstand hat (welches man doch vor-

aussetzen muß) und es bedenkt, daß er ein Amt übernommen habe, was für einen Menschen zu groß ist, nämlich das heiligste, was Gott auf Erden hat, *das Recht der Menschen* zu verwalten, und diesem Augapfel Gottes irgend worin zu nahe getreten zu seyn, jederzeit in Besorgniß stehen muß.

KANT.

Über den tugendhaften Fürsten, und seinen treuen Diener ist derjenige noch weit erhabener, der unter einem schlimmen Fürsten gut seyn, und einem Tyrannen die Wahrheit vor den Thron bringen, die Rechte der Menschheit, und des Bürgers mit einer weisern, und bescheidenen Großmuth vertheidigen, sich ungerechten Aufträgen entziehen, die Verderbnis des Beherrschers, der Großen, und des Volkes auf eine wahre Heldenmuth mißbilligen, und sich unter dem Gedränge einer unendlichen Zahl von Lasterhaften zu einem Bekenner, und Freunde der Tugend erklären darf. Diejenigen, welche das Volk in republikanischen Staaten zu seinen Vätern ausersehen, und denen es die große Pflicht für seine Glückseligkeit zu wachen, mit der höchsten Gewalt anvertraut hat, stehen in den nämlichen Verbindlichkeiten, welche den Fürsten, und ihren Beamten obliegen. In den Verfassungen dieser Art ist das Verderbnis insgemein noch von weit gefährlichern Folgen, und von

einer viel größern Hartnäckigkeit, als wo ein einzelner, und oft unumschränkter Herr derselben mit mehr Nachdruck, und mit mehr Einförmigkeit in seinen Maafsregeln begegnen kann. Bey einer allgemeinen Verderbnis ist es auch in freyen Staaten weit gefährlicher sich den Vorurtheilen, und Bosheiten des Volks, und seiner Vorsteher entgegen zu setzen, oder auch nur durch die Liebe, und Ausübung der Tugend von derselben sich abzufondern. Die Schicksale eines Aristides, eines Phocion, und eines Socrates sind hievon rührende, und überzeugende Beyspiele.

ISELIN.

Unvollkommene Wesen wie wir selbst, und nur stärker noch versucht zu allem Bösen; bey denen Eigendünkel, welcher alle Weisheit von sich stößt, und Hochmuth, welcher Recht, und Wahrheit selbst beherrschen will, und über alle Pflichten sich erhebt, die ganze Seele füllt, und ihnen Tyranney zur größten der Göttinnen macht — solche Wesen werden zwar oft mit Erfolg gewaltig seyn, um uns zu hindern, unsere Leidenschaften zu befriedigen; aber dieses nicht zu unserm Besten, sondern dafs wir statt den eigenen, nur *ihren* Leidenschaften dienen. Hiebey wenn sie Klugheit haben, können sie auch wohl mit Recht den Namen noch erwerben, dafs sie *Hirten ihrer Völker sind*; denn sie

gönnen ihnen gute Weide, Anwachs, und Gedeihen; schützen sie mit sicherm Gehege; legen Hunde für sie an die Kette, und umgürten sich wohl selbst zur Wache, wie Eumäos beym Homer: nur muß die Heerde sich nicht selber zugehören wollen, noch ein Stück derselben außer seinem Haufen gehen: sonst zuckt, und knallt die Peitsche, und der schützende Hund wird gelöst. — Hingegen ist Beförderung der *Menschheit*, ihrer höchsten Freuden, ihres freilichsten Genusses, ihrer Kraft, und ihrer Würde, nie von unserm einem zu erwarten, welcher eigenmächtig herrschen will; sondern die Beförderung von lauter solchen Neigungen, welche die Stärke der Seele, die Erhabenheit des Geistes, den Adel des Gemüths, alle wahre innere Vortreflichkeit, und Herrlichkeit zerstören: Die Beförderung des Eigennutzes, der Gewinnsucht, der Weichlichkeit, einer dummen Bewunderung des Reichthums, des Ranges, und der Macht, einer blinden, abgeschmackten Unterthänigkeit, und einer Aengstlichkeit, und Furcht, welche keinen Eifer zuläßt, und zum kriechendsten Gehorsam bildet.

F. H. JACOBI.

Dieses ist die Gattung von Regiment, in welche der Habfüchtige, und Stolze, um seine unglücklichen Begierden zu sättigen, gar zu gern seine Nebengeschöpfe hineinstürzen möchte, und

welcher sich der Furchtsame, und Sklavische auf Gnade, und Ungnade zu unterwerfen bereit ist. Wenn aber Raubgier alsdann auf der einen Seite, und Feigheit auf der andern, die Hauptbestandtheile in dem Charakter eines Volks geworden sind: so können selbst die Tugenden eines Antonin's, oder Trajan's nichts weiter thun, als die Peitsche, und das Schwert mit Billigkeit, und Nachdruck brauchen, und die Hoffnung zur Belohnung, oder die Furcht vor der Strafe so zu lenken suchen, daß sie nach Erforderniß der Umstände wider die Laster, oder die Schwachheiten der Menschen jedesmal ein schnelles, obgleich nicht dauerhaftes Hülfsmittel an die Hand bieten. — Andere Staaten können auch verderbt seyn in höherem, oder minderem Grade; *dieser aber hat Verderbniß zu seiner Grundfeste.* Bisweilen mag wohl noch Gerechtigkeit den Arm des despotischen Oberherrn leiten; aber gemeiniglich wird der Name der Gerechtigkeit nur gebraucht, den Eigennutz, oder Eigensinn der herrschenden Gewalt zu bezeichnen. Die menschliche Gesellschaft, welche so mancherley Formen anzunehmen sich bequemt, hat alsdann die einfachste von allen gefunden. Der saure Schweiß, und das Eigenthum vieler sind bestimmt, den Leidenschaften eines Einzigen, oder Weniger zu fröhnen; und unter den Menschen finden nur noch zwey Partheyen statt: der Unterdrücker,

welcher begehrt, und der Unterdrückte, der das Herz nicht hat zu weigern. —

A. FERGUSON.

David kann ein Mann nach dem Herzen Gottes, und Salomo der weiseste Fürst, und Vater seines Volkes gewesen seyn; will aber Rehabeam ein Tyrann, und ein Blutigel seyn — wer kann ihm dann die Zuneigung des Volks verbürgen? Die *Tugend*, und das *Verdienst* seiner Anherrschaft mag sehr groß seyn, will er sich jedoch hierauf allein verlassen, o so ist sein *Wahn* noch weit größer!

B. FRANKLIN.

So lange die Regenten noch nicht aufgeklärt genug sind, um einzusehen, daß entweder der Zufall, oder eine früher oder später ausgeübte Bedrückung ihnen ihre gegenwärtige Gewalt verschafft habe: daß wenn Macht und Ansehen nach dem Verhältnisse persönlicher Verdienste ausgetheilt werden sollten, die meisten Regenten, die ihre Völker jetzt unumschränkter beherrschen und mißhandeln, unter dem großen unbedeutenden Haufen dienen müßten, daß eine lange Reihe von Unfällen und Gewaltthatigkeiten in allen Ländern Europens den größten Theil des Volks, oder der Freyen derjenigen Vorrechte beraubt habe, die sie etwa vor tausend Jahren besaßen: daß diese gewaltsame Un-

terdrückung des Volks, diese Ausschließung desselben von aller Theilnehmung an der höchsten Gewalt, und an der Wahl seiner Obern, endlich der Abgang aller Repräsentanten der zahlreichsten und nützlichsten Mitbürger nur dadurch einigermaassen wieder gut gemacht und ersetzt werden könne, daß man aufgeklärten Menschenfreunden erlaube, die Bedürfnisse und Nöthen des Volks freymüthig zu untersuchen, und darzustellen, um die Regenten die man nicht mehr zwingen kann, wenigstens zur Aufmerksamkeit auf herrschende Mißbräuche zu bewegen: daß zuletzt alle Mißbräuche Krankheiten des Staatskörpers, und nicht bloß dem Volke, sondern auch dessen Regenten gefährlich seyen, und daß hingegen die Abschaffung von Mißbräuchen die Häupter des Volks mächtiger mache, daß das Volk glücklicher oder weniger elend wird, so lange Regenten von alle diesen Wahrheiten noch nicht überzeugt sind, so lange wird man sie vergebens auffordern, freye Prüfungen der Verfassung nicht bloß zu dulden, sondern auch dazu ermuntern, weil sie ihm gewiß auf die Länge heilsam sind.

Wenn Fürsten und Regierungen auch immer noch nicht glauben wollen, daß ihr wahrer Vortheil, und die Wohlfahrt des Volks unzertrennlich mit einander verbunden seyen, und daß sie ihre Unterthanen nicht unglücklich machen können, ohne sich selbst zu strafen, so soll-

ten wenigstens andere Betrachtungen sie vermögen, die Publizität selbst in ihren eignen Angelegenheiten zu begünstigen. Bey dem jetzo so regen, und sich immer weiter und unaufhaltsamer verbreitenden Untersuchungsgeiste ist es unmöglich, daß Regierungen ihre Schwächen den Augen von Scharfsichtigen verbergen können.

MEINERS.

Hoffe viel, sehr viel von aufgeklärten, guten Fürsten; das Unmögliche aber hoffe nie. Auch sie sind Menschen; und nach ihrer gewöhnlichen Erziehung ist's oft zu bewundern, daß sie es noch bleiben. Sie tragen die Fesseln ihres Standes; die engste Fessel ist ihre eigne von Kindheit auf gewonnene Denkart. Selten giebt es einen Friedrich, der sich über das Gewohnte seiner Zeit früh oder doch mit Weisheit hinaussetzt; selten! zudem bedürfen sie als Regenten genugsame Kenntniß der Dinge, Überlegung mit andern, zur Ausführung Werkzeuge. Wenn sie diese nun nicht finden, wenn diese sie hintergehen und täuschen, wenn sie endlich aus Mißtrauen zu diesen unschicklicher Weise selbst zur Sache greifen, so wird die Geschichte Joseph II. daraus, der mit den reinsten, nothwendigsten, besten Absichten von der Welt im Hafen selbst scheiterte. Ach, es muß ein Gott vom Himmel kommen, oder außerordentliche gute und große, das ist wahrhaftig göttliche

Menschen senden, oder die Verbesserung der Welt auf dem gewöhnlichen Wege der Zeit geht sehr langsam.

HERDER.

Drey Lehren faß' ein Herrscher wohl ins
Herz

Die eine: daß er über *Menschen* herrscht;

Die andre: daß er nach *Gesetzen* herrscht:

Die dritte: daß er nicht auf immer herrscht.

AGATHON *der griechische Dichter.*

FREYHEIT. (*bürgerliche*)

Recht ist die Einschränkung der Freyheit eines jeden, auf die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freyheit von jedermann, in so fern diese nach einem allgemeinen Gesetze möglich ist. — Da nun jede Einschränkung der Freyheit durch die Willkühr eines Anderen Zwang heist; so folgt, daß die *bürgerliche Verfassung* ein *Verhältniß freyer Menschen* ist, die (unbeschadet ihrer Freyheit im Ganzen, ihrer Verbindung mit andern) doch unter *Zwanggesetzen* stehen; weil die Vernunft selbst es so will, und zwar die reine a priori gesetzgebende Vernunft, die auf keinen empirischen Zweck (dergleichen alle unter dem allgemeinen Namen Glückseligkeit begriffen worden) Rücksicht nimmt. — Daher drücke ich die Freyheit jedes Gliedes der Societät als Menschen für die Constitution eines Gemeinewesens in der Formel aus: Niemand kann mich zwingen auf seine Art (wie er sich das Wohlfeyn anderer Menschen denkt) glücklich zu seyn, sondern ein jeder darf seine Glück-

seligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freyheit Anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, die mit der Freyheit von jedermann nach einem möglichen allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann (d. i. diesem Rechte des Andern) nicht Abbruch thut.

KANT.

Bürgerliche Freyheit ist voller Genuß der natürlichen Freyheit in allem, was nicht die Gesellschaft einschränken mußte; wo man nichts thun, nichts leiden darf, als was den Gesetzen gemäß ist. *Politische Freyheit* ist Antheil des Bürgers an der Herrschaft. Sie kann oft da am größten seyn, wo die bürgerliche Freyheit am geringsten ist.

A. L. SCHLÖZER.

Es giebt *menschliche* Freyheit, und *bürgerliche* Freyheit. Beyde bestehen in Unabhängigkeit. Die *bürgerliche*, in Unabhängigkeit von allem Andern, als dem Gesetze; die *menschliche*, in Unabhängigkeit von allem Andern, als der Vernunft. Man spricht auch von einer dritten, der sogenannten *politischen* Freyheit; aber, die Wahrheit zu sagen, ich weiß schlechterdings nicht, wovon man redet, wenn man von *der* redet. Ein Staat kann unmöglich ganz unabhängig seyn, wofern er nicht aufhört, ein Staat,

wenigstens ein cultivirter Staat, zu seyn. Ist diese Unabhängigkeit möglich, so ist sie mindestens erst, als Resultat der beyden übrigen, denkbar. Alle Staaten müssen frey seyn, ehe ein einziger es wird.

Man fängt bey jedem Dinge ohne Zweifel am besten und sichersten mit dem Anfange an. Die Mode hat es indess bisher grötentheils mit sich gebracht, von hinten vom Ende, anzufangen. Erst politische Freyheit, nachher bürgerliche, und endlich menschliche: Drey, — zwey, — eins. Gebt mir hingegen erst freye, d. h. moralische Menschen; augenblicklich habe ich freye, d. h. *gesetzgeborsame* Bürger; und giebt es diese überall, so folgt die *politische Freyheit* von selbst: wie ein gleichseitiges Dreyeck aus drey gleich grossen Winkeln.

J. BAGGESEN.

Zu thun, was wir wollen, ist die *natürliche Freyheit*. Zu thun, was wir wollen, wenn es nur dem Interesse des gemeinen Wesens, zu welchem wir gehören, gemäfs ist, das ist die *bürgerliche Freyheit*; das heist, es ist die einzige Freyheit, die man als Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft begehren kann. — Ich wünschte freylich vielleicht, dafs es mir erlaubt wäre, in jedem Falle gerade so zu handeln, wie es mir beliebte. Aber ich bedenke, dafs jeder andre Mensch alsdann eben das thun würde; in wel-

chem Zustande von allgemeiner Unabhängigkeit und Selbstherrschaft ich so viele Hindernisse und Beschränkungen meines Willens, durch den entgegengesetzten und mir oft widerstrebenden Willen andrer Menschen finden würde, daß nicht nur meine Glückseligkeit, sondern auch meine Freyheit geringer seyn müßte, als sie es jetzt in einem gemeinen Wesen ist, wo alle gleichen Gesetzen gehorchen.

Die gerühmte Freyheit eines Standes der Natur findet nur in einem Stande vollkommner Einsamkeit Statt. In jeder Art und bey jedem Grade des Zusammenhangs und der Vereinigung der Menschen unter einander, wird die Freyheit der einzelnen Grade durch diejenigen Gesetze vermehrt, durch welche sie eingeschränkt wird; weil jeder nämlich durch die der Freyheit andrer gesetzte Gränzen mehr gewinnt; als er durch die Verminderung seiner eignen verliert. Natürliche Freyheit ist dem Rechte einer ganzen Gemeinde auf ein unangebautes Stück Landes ähnlich; die bürgerliche Freyheit gleicht dem sichern, ausschließenden, und ungehinderten Besitze eines eingezäunten und kultivirten Ackers.

M. PAYLEY.

Unsere Vorfahren glaubten, die Freyheit aller sey das festeste Band der Eintracht; sie hatten alle gleichen Antheil an den Hoffnungen auf den

Lohn gefährvoller Anstrengungen, sie wechselten Bürgerrechte mit ungeschwächtem Freyheitsfinn; und sie ehrten die Guten, und strafte die Bösen nach dem Gesetz. Sie glaubten, es sey die Art der Thiere, sich einander durch Gewalt zu zwingen, den Menschen hingegen zieme es, ihre gegenseitigen Rechte durch Gesetze zu bestimmen, und sich durch Vernunft leiten zu lassen; und vom Gesetz beherrscht, von der Vernunft belehrt, ihren Vorschriften gemäß zu handeln.

LYSIAS, *der griechische Redner.*

Man kann nicht sagen: der Staat, der Mensch im Staate, habe einen Theil seiner angebohrnen äußern Freyheit einem Zwecke aufgeopfert, sondern er hat die wilde gesetzlose Freyheit gänzlich verlassen, um seine Freyheit überhaupt in einer gesetzlichen Abhängigkeit oder in einem rechtlichen Zustande unvermindert wieder zu finden; weil diese Abhängigkeit aus seinem eignen gesetzgebenden Willen entspringt.

KANT.

Die Gesetze heben die Freyheit im geringsten nicht auf, *sondern sind vielmehr ihr natürlichster und sicherster Schutz.* — Gäbe es kein Recht der Natur, das andere abhielte, die Rechte ihrer Nebenmenschen zu verletzen, oder sich dieselben anzumaassen, so fände überhaupt kein

Recht und kein Genuß der natürlichen Freyheit Statt. Hätten wir keine bürgerlichen Gesetze, uns wider die unrechtmäßige Gewalt Stärkerer zu schützen, so wäre niemand im Staate eines einzigen Rechtes versichert, weil alle von dem Willen derjenigen, die eine grössere Stärke befäßen, abhängen müßten. Und wie man von einem sagen kann, daß er frey handelt, wenn er der Führung eines andern, auf dessen vorzügliche Weisheit er sich verläßt, freywillig folgt: so kann man auch behaupten, daß die Menschen unter der strengsten Regierung, wo die Sitten aufs genaueste bestimmt sind, dennoch ihrer Freyheit nicht beraubt sind, wenn sie von der Weisheit und guten Absicht der Gesetze überzeugt und herzlich damit zufrieden sind, ob sie ihnen gleich nicht ungestraft zuwider handeln dürften, und in Ansehung des größten Theils ihrer Aufführung an diejenige, die das Gesetz verordnet, gebunden sind. Wenn man unter der bürgerlichen Freyheit eine Ausnahme von der Verbindlichkeit der Gesetze verstände, so würde in den am besten eingerichteten Staaten die wenigste Freyheit Statt finden.

FRANZ HUTCHESON.

Die wahre politische Freyheit ist, so lange die Anarchie der über Pflicht und Recht uneinigen Selbstdenker, und die sowohl wissenschaftliche, als sittliche Unmündigkeit des Lehrstan-

des fortdauert, schlechterdings unmöglich; man ist derselben überhaupt eben so unfähig, als unwürdig, so lange man das Herrschen nicht eben so wie das beherrscht werden verabscheut.

REINHOLD.

Kein Staat ist frey, als der sich liebt; das Maafs der Vaterlandsliebe ist das Maafs der Freyheit. Was ist denn nun diese Freyheit? — Fragt die grossen Todten aus Sparta, Athen und Rom, was Freyheit ist? ihre ewigen Festtage — ihre Spiele, ihre ewigen Kriege — ihre steten Opfer des Vermögens und Lebens — ihre Verachtung des Reichthums, des Handelns und der Handwerker können den kammeralistischen Landesflor nicht zum Ziel der Freyheit machen. Aber der consequente Despot muß den sinnlichen Wohlstand seiner Plantage betreiben. — Der Druck und die Milde, die Ungerechtigkeit und die Tugend eines Einzelnen machen so wenig den Unterschied zwischen slavischer und freyer Regierungsform aus, daß Rom eine Sklavin war unter den Antoninen, und eine Freye unter dem Sylla. — Nicht jeder Bund, sondern *der Zweck des Bundes*, nicht das Vereinigen unter gemeinschaftliche Gesetze, sondern *der Inhalt derselben* geben der Seele die Flügel des Patriotismus: denn sonst wäre jede Hanse, jeder Handelsbund ein pythagoreischer, und zeugte Spartaner. Das, wofür der Mensch Blut und

Güter giebt, muß etwas höheres als Beydes seyn; — das eigne Leben und Vermögen zu beschützen, hat der Gute nicht so viel Tapferkeit als er hat, wenn er für fremdes kämpft; — die Mutter wagt nichts für sich, und alles für das Kind — kurz, nur für das Edlere in sich, für die Tugend öffnet der Mensch seine Adern und opfert seinen Geist, nur nennt der christliche Märtyrer diese Tugend *Glauben*, der Wilde *Ehre*, der Republikanische *Freyheit*. — Nehmt zehn Menschen, sperrt sie in zehn verschiedene Inseln: keiner wird den andern (ich habe keine Kosmopoliten genommen), wenn er ihm auf einem Kahn begegnet, lieben, oder beschützen, sondern ihn bloß, wie ein unschuldiges, gutgebildetes Thier unbeschädigt vorüberfahren lassen. — Werft sie aber sämmtlich auf eine Insel; so werden sie gegenseitige Bedingungen des Beyammenlebens, des Unterstützens u. s. w., das heißt, Gesetze machen. — Jetzt haben sie öftern Genuß und Gebrauch des Rechts, folglich ihrer Persönlichkeit, die sie von bloßen Mitteln unterscheidet, folglich ihrer Freyheit. Vorhin auf ihren zehn Inseln waren sie mehr *ungebunden* als *frey*. Je mehr die Gegenstände ihrer Gesetze sich veredeln, desto mehr sehen sie, daß das Gesetz den innern Menschen mehr angehe als der Schutthaufen, den es beschirmt, das Recht mehr, als das Eigenthum, und daß der edle Mensch seine Güter, seine Gerechtsame, sein Le-

ben verfechte, nicht wegen ihrer Wichtigkeit, sondern wegen seiner Würde. — Ich will die Sache von einer andern Seite beschauen, um den Satz zu vertheidigen, womit ich die Rede anfieng. Wenn ein Volk seine Verfassung hasset: so gehet der Zweck seiner Verfassung, d. h. seiner Vereinigung verloren. Liebe der Verfassung und Liebe für seine Mitbürger als Mitbürger ist eins. Ich hole so aus: wären alle Menschen weise und gut, so wären sie alle einander ähnlich; folglich gewogen. Da das nicht ist: so ersetzt die Natur diese Güte durch Surrogate der Ähnlichkeit, z. B. durch Gemeinschaft des Zwecks, durch Beyammenleben u. f. w. und hält durch diese Bänder — der ehelichen, der Geschwister- und Freundesliebe — unsere glatten, schlüpferigen Herzen zusammen in verschiedenen Entfernungen, so erzieht sie unser Herz zur höhern Wärme. Der Staat giebt ihm eine noch grössere, denn der Bürger liebt schon mehr den Menschen im Bürger, als den Bruder im Bruder, der Vater im Sohn. Vaterlandsliebe ist nichts, als ein eingeschränkter Kosmopolitismus; und die höhere Menschenliebe ist des Weisen grosse Vaterlandsliebe für die ganze Erde.

I. P. F. RICHTER.

Der Mensch tritt in Gesellschaft der sichern Ausbildung der Menschheit, nicht ihrer Vermin-

derung wegen. Der einzelne Mensch kann nicht Mensch werden, noch erhält er sich, wenn er Mensch geworden, anders als in der Gesellschaft; diese kann alle Angriffe, die auf seine Menschheit geschehen, zurücktreiben, wenn er allein es nicht vermag. — Weit gefehlt, daß der Mensch bey dem Eintritte in das bürgerliche Leben etwas aufopfern, daß er etwas von seiner Freyheit, von seinem Rechte, sich Eigenthum zu erwerben, einschränken sollte; vielmehr gewinnt er durch die Vertauschung seiner Güter durch den Umsatz des Entbehrlichen für das Unentbehrlichere, durch die Vermehrung seiner physischen, und moralischen Kräfte, und das außer der Gesellschaft todt liegenden Capitals der äußern, und innern Menschheit.

K. L. PÖRSCHKE.

Nur Tugend ist der Freyheit werth;
Wer sie nicht im Gesetze ehrt,
Für sie nicht alles gern entbehrt,
Wird ewig Sklavenfesseln tragen.

SCHREIBER.

Mit der Freyheit des Staats wird ihm sein Wohl und seine Sittlichkeit entrissen.

B. SPINOZA.

Das Gegentheil des Despotismus ist das Regiment der Freyheit. Frey, im allerhöchsten

Grade, wäre der, der zu seinen Handlungen durch sich selbst *allein* bestimmt würde, folglich alle seine Gegenstände selbst unmittelbar hervorbrächte: welches von keinem Wesen kann gedacht werden, daß sich seiner selbst, mittelst Vorstellungen nur, bewußt ist, und nach Gegenständen streben muß, die es nicht in seiner Gewalt hat. Auf diese *absolute* Weise frey ist Gott, der Einzige, allein. Aber frey — nach seiner Art im allerhöchsten Grade — ist ein jeder Mensch, und jeder Bürger, in so fern er nur nicht gehindert wird, seinen wahren Vortheil *auf alle Weise* nach Vermögen zu befördern. Sklave ist ein jeder, in so fern ihn seinen wahren Vortheil zu befördern etwas nur auf irgend eine Weise hindert. — Ich sagte: jeder *Mensch* und jeder *Bürger*: weil die gegebene Erklärung allgemein ist, und sowohl auf die innere moralische Freyheit geht, als auf die äußere politische. Beyde hängen aufs genaueste zusammen; denn es ist unmöglich, Menschen, die nicht schon sehr tief in die moralische Sklaverey gesunken sind, in die politische zu stürzen: es müßte denn durch eine plötzliche Eroberung geschehen. Die politische Sklaverey eines Volkes ist daher zugleich ein Kennzeichen seiner moralischen Sklaverey; und wie diese in der thierischen Natur des Menschen einzig und gegründet ist, so auch jene, die aus ihr entspringt. Beyde zielen dahin ab, den Menschen immer

thierischer zu machen, das ist: ihn von Grund aus zu verderben. Der nämliche Zusammenhang wird zwischen beyden Gattungen der *Freyheit* angetroffen. Wo ein hoher Grad von politischer Freyheit in der That, und nicht allein dem Scheine nach, vorhanden ist, da muß von der moralischen Freyheit nicht weniger ein hoher Grad vorhanden seyn. Beyde sind in der vernünftigen Natur des Menschen einzig, und allein gegründet, und ihre Kraft, und Folge ist daher: den Menschen immer menschlicher zu machen, immer fähiger sich selber zu regieren, und seine Leidenschaften zu beherrschen.

G. H. JACOBI.

Freylich muß die Otter in gewisser Entfernung gehalten, und der Tyger gefesselt werden. Wenn aber Strenge in der Regierungskunst sich nicht begnügt, den Verbrechen Einhalt zu thun, sondern den Menschen zum Sklaven machen will, und dadurch den Grund zum Verderbnis der Sitten legt, so wie zur Erstickung alles Edel-muths unter einem Volke; wenn die Absicht dieser Strenge dahin geht, nicht sowohl dem Laster, und Frevel, als den Ausbrüchen der Freyheit zu steuern; wenn gewisse Formen mit vollem Beyfall als heilsam aufgenommen werden, bloß weil sie die Stimme der Menschheit zu unterdrücken dienen, und andre wieder als schädlich verworfen werden, weil sie dieser Stimme

noch laut zu werden gestatten; — und wenn gerade alles dieses der Fall seyn sollte, mit so manchen unsrer gerühmten Anstalten zur Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft: dann wird zuletzt sich offenbaren, daß jene gerühmten Anstalten weiter nichts als eben so viele Erfindungen sind, den Geist aller politischen Verbindung zu tödten, Erfindungen, die weit kräftiger dazu dienen, der Menschheit edelste Tugenden in Ketten zu legen, als Unordnung und Verwirrung zu hemmen.

FERGUSON.

Rechtliche (mithin äussere) Freyheit kann nicht, wie man wohl zu thun pflegt, durch die Befugniß definirt werden: „alles zu thun, was man will, wenn man nur keinem Unrecht thut.“ Denn was heisst *Befugniß*? Die Möglichkeit einer Handlung, so fern man dadurch keinem Unrecht thut. Also würde die Erklärung einer Befugniß so lauten: „Man thut keinem Unrecht (man mag auch thun, was man will), wenn man nur keinem Unrecht thut.“ folglich ist es leere Tautologie. — Vielmehr ist meine äussere (rechtliche) *Freyheit* so zu erklären: sie ist die Befugniß, keinen äussern Gesetzen zu gehorchen, als zu denen ich meine Bestimmung habe geben können. Eben so ist äussere (rechtliche) *Gleichheit* in einem Staate dasjenige Verhältniß der Staatsbürger, nach welchem keiner den an-

dern wozu rechtlich verbinden kann, ohne daß er sich zugleich dem Gesetz unterwirft, von diesem wechselseitig auf dieselbe Art auch verbunden werden zu können. — Die Gültigkeit dieser angebohrnen, zur Menschheit nothwendig gehörenden und unveräußerlichen Rechte wird durch das Princip der rechtlichen Verhältnisse des Menschen selbst zu höhern Wesen (wenn er sich solche denkt) bestätigt, und erhaben, indem er sich nach eben denselben Grundsätzen auch als Staatsbürger einer übersinnlichen Welt vorstellt. Denn, was meine Freyheit betrifft, so habe ich, selbst in Ansehung der göttlichen, von nur durch bloße Vernunft erkennbaren Gesetze, keine Verbindlichkeit, als nur so fern ich dazu selber habe meine Bestimmung geben können, (denn durchs Freyheitsgesetz meiner eigenen Vernunft mache ich mir allererst einen Begriff vom göttlichen Willen). Was in Ansehung des erhabensten Weltwesens außer Gott, welches ich mir etwa denken möchte (einen großen Aeon) das Prinzip der Gleichheit betrifft, so ist kein Grund, warum ich, wenn ich in meinem Posten meine Pflicht thue, wie jener Aeon es in dem seinigen, mir blos die Pflicht zu gehorchen, jenem aber das Recht zu befehlen zukommen solle. Daß dieses Prinzip der Gleichheit nicht so wie das der Freyheit auch auf das Verhältniß zu Gott paßt, davon ist der Grund

dieser, weil dieses Wesen das einzige ist, bey dem der Pflichtbegriff aufhört.

KANT.

Alle Menschen sind Brüder, und haben von Natur gleiche Bedürfnisse, gleiche Rechte, und gleiche Pflichten;

Die wesentlichen Rechte der Menschheit können weder durch Zufall, noch Gewalt, noch Vertrag, noch Verzicht, noch Verjährung, sie können nur mit der menschlichen Natur verloren werden; und eben so gewiss läßt sich keine nothwendige noch zufällige Ursache denken, welche einen Menschen, unter was für Umständen er sich auch befinde, von seinen wesentlichen Pflichten loszählen könnte.

Ein jeder ist dem andern schuldig, was er in gleichen Umständen von ihm erwarten würde.

Kein Mensch hat ein Recht, den andern zu seinen Sklaven zu machen.

Gewalt und Stärke giebt kein Recht die Schwachen zu unterwerfen, sondern legt ihren Besitzern bloß die natürliche Pflicht auf, sie zu beschützen.

WIELAND.

Es war bey den Alten ein gewisses Gefühl, daß alles entbehrlich wäre, ausgenommen die Freyheit, daher sie einer in dem andern, und alle im gemeinen Wesen ihr Glück gesucht. . .

Sie waren arm, doch frey; wir sind reich für andre.

I. MÜLLER.

Es ist unwidersprechlich, und der Hauptsatz alles politischen Rechtes, daß die Völker sich Regierungen unterworfen haben, um ihre Freyheit zu beschützen, und nicht, um in der Dienstbarkeit zu leben. Die Sklaven verlieren alles in ihren Ketten, sogar endlich das Verlangen ihrer lofs zu seyn: sie lieben ihre Knechtschaft, wie die Gefährten des Ulysses ihre viehische Erniedrigung.

ROUSSEAU.

Aus den Fundamenten des gemeinen Wesens folgt ganz deutlich, daß sein Zweck nicht darin bestehe, zu herrschen, noch die Menschen durch bloße Furcht, einzuhalten, und sie ihrer Rechte zu berauben, sondern im Gegentheil, jeden von der Furcht zu befreyen, damit er *sicher*, so viel es nur geschehen kann, leben könne, das ist, daß er sein natürliches Recht zum Leben, und Wirken ohne seinen, und anderer Schaden, recht ausgebreitet genieße. Ich sage: der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht, die Menschen aus vernunftfähigen Wesen zu bloßen Thieren, oder Automaten zu machen, sondern die Menschen traten in Gesellschaft, damit ihre Seele, und ihr Körper ungestört thätig seyn

können, und sie im freyen Gebrauch ihrer Vernunft nicht gehindert werden. Die Freyheit ist also wirklich der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft.

SPINOZA.

Es giebt Prinzipien, worauf als seinen wesentlichen Bedingungen, der bürgerliche Zustand, als ein rechtlicher Zustand, beruht; sie sind die Prinzipien des äußern Menschenrechts überhaupt, und dadurch Bedingungen, unter welchen allein eine Staatserrichtung möglich ist: und zwar *erstlich*, die Freyheit eines jeden Glieds der Gesellschaft als Menschen; *zweytens*, die Gleichheit desselben mit jedem andern als Unterthan; *drittens*, die Selbstständigkeit jedes Gliedes eines Gemeinwesens als Bürgers.

KANT.

O Freyheit, himmelwandelnder Sonne gleich!
In deinem Strahle reift des Volkes Glück,
Es wölbt sich unter die der Ruhe
Schattender Baum, der von Leben Leben säu-
felt!

Nur deine Hütten kennen ein Vaterland,
O Freyheit, Sonnenwärme dem Herzen! Licht
Dem Geiste! Muth der Männer entzündet sich
An deinem Strahl! auf deinem Heerde
Steiget die Flamme der kühnen Wahrheit!

FR. L. GRAF ZU STOLLBERG.

Würdigkeit der Freyheit muß von unten herauf kommen; die Befreyung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen.

DER VERF. *des Beytr. z. B. d. fr. Rev.*

Die politische Freyheit besteht nicht darin, daß man thue, was man will. In einem Staat, d. i. in einer Gesellschaft, die durch Gesetze beherrscht wird, kann die Freyhelt in nichts Anderm bestehen, als in dem *Recht, alles das thun zu können, was man wollen soll*, und in dem übrigen seiner Willkühr überlassen zu seyn.

MONTESQUIEU.

Nichts steht der Ungebundenheit so entgegen, als die Freyheit. In allen Regierungsformen sind die einzelnen Menschen unterwürfig, und müssen es seyn; nur mit diesem Unterschiede, daß sie an gewissen Orten blos Sklaven der Menschen sind, an andern aber nur Sklaven der Gesetze seyn sollen. Denn die Freyheit besteht ja nicht darin, Alles zu thun, *was man will*; sondern nur *das zu thun, was die Gesetze wollen*, welche die Unabhängigkeit jedes einzelnen begründen: und in dieser Hinsicht können alle Bürger völlig gleich frey seyn.

I. G. BARTHELEMY.

Jedes Zeitalter hat seinen Grad Freyheit, den es ertragen kann, der sich für die Kultur, für

die moralische Beschaffenheit der Menschen in diesem Zeitalter paßt. Man schaffe Licht, man kläre auf, man vermehre die innere Geisteskultur der Menge, und man befördert auf dem einzig möglichen Wege, wahre Freyheit. Einem allgemeinen Geiste eines Volks kann niemand in den Weg treten, ohne zermalmt zu werden.

DER VERF. v. *Rudolph v. Werdenberg.*

Wer ist ein freyer Mann?

Der das Gesetz verehret,
Nichts thut, was es verwehret,
Nichts will, als was er kann,
Der ist ein freyer Mann.

PFEFFEL.

Seiner Freyheit entsagen hiesse dem Wesen, den Rechten, und Pflichten der Menschheit entsagen. Eine solche Entsagung verträgt sich nicht mit der Natur des Menschen; sie ist wahre Verleugnung aller Moralität seiner Handlungen, und aller Freyheit des Willens.

I. I. ROUSSEAU.

Freyheit ist die einzige Quelle der ganzen Wohlfarth des Staats, — das Idol ächter Bürger; und selbst unter dem Despotismus hebt sie ihr Haupt empor.

RAYNAL.

Despotismus ist der Vater der Freyheit.

LEISEWITZ.

Despotismus ist das hohe Alter, und die letzte Krankheit einer Regierungsform.

HELVETIUS.

Freyheit ist das Leben der Völker, und Länder; — Despotismus ihr Tod.

BARTHELEMY.

Die Vernunft sagt uns, dafs ein Staat, in welchem die Gesetzmäßigkeit nur auf Kosten der Freyheit erreicht wird, sehr unvollkommen sey; und die Erfahrung lehrt uns, dafs ein Staat, wo die öffentliche Erziehung sich nicht so weit verbreitet als die Freyheit, entarten muß.

FR. SCHLEGEL.

Äußere *politische* Freyheit kann dem Menschengeschlechte nur durch innere *moralische* zugesichert werden. Diese allein kann eine wahrhaft freye Staatsverfassung von innen begründen, und von aussen beschützen. Aber dazu gehört *uneigennützig* Vernunft, eine Gottheit die in dem Menschen wohnt, aber den Staatsmännern, und selbst Philosophen größtentheils eine unbekannte Gottheit ist. So lange nicht Vernunft durch eignes, und durch höheres Licht herrschend wird, und der *stärkere* Theil auch der *bef-*

sere ist; so lange bleibt die politische Freyheit ein gefährliches Steckenpferd für die vielen Philosophen, die berufen, und ein frommer Wunsch für diejenigen, die auserwählt sind. Die Nation bleibt unmündig, und fodert Regenten, die nothwendig Zwang anwenden, sie oft als *Kinder*, und *Sachen* behandeln müssen, weil sie sich nicht als *Männer* und *Personen* zeigen wollen.

MUTSCHELLE.

Staat ist die Verbindung der Menschen durch Vernunftgesetzgebung, und der *vollständige Zweck* des Staats dieser, daß die Menschen frey, und vernünftig handeln, dadurch an sich selbst veredelt werden, und für die allgemeine Glückseligkeit nach allgemein gültigen Maximen gesorget werde. Diejenige *bürgerliche Verfassung* ist also die beste, worin der höchste Grad einer gesetzlichen Freyheit angetroffen wird.

TIEFTRUNK.

Der Mensch muß, um die Freyheit des Bürgers zu erhalten, sich in bürgerliche Gesellschaft begeben, welche ihm helfe jede Ungerechtigkeit zurück zu treiben. In dieser Gesellschaft muß er aber wiederum den Willen anderer oft als Gesetz annehmen. Muß er also seine Freyheit opfern, um seine Freyheit zu erhalten? Keineswegs. Die Freyheit des Bürgers besteht darin, daß er zu nichts bestimmt werde, als zum Zweck des Staats.

Wenn *nie* ein Bürger zu etwas anderm bestimmt wird: so ist das die glücklichste Periode des Staats; wenn er zu nichts anderm bestimmt werden kann, so ist das die beste Constitution. Aber freylich wird nie jene glücklichste Periode kommen, nie jene beste Constitution seyn, wo nie die kleinste Kränkung der Freyheit möglich wäre, bis — wir alle frey sind von aller Herrschaft der Sinnlichkeit.

SCHMALZ.

Wo keine Gesetze sind, da ist kein gemeines Wesen, folglich auch keine bürgerliche Freyheit. Wo *willkührliche* Gesetze Platz finden; da ist, so weit diese reichen, wieder keine bürgerliche Freyheit; und willkührlich ist ein jedes Gesetz, welches keine *nothwendige Folge* der unveränderlichen ewigen Gesetze der Natur ist. Von solchen formellen Gesetzen allein, welche offenbare Folgen der Gesetze der Natur sind, kann die beständige implicirte Einwilligung aller Glieder der Gesellschaft behauptet werden, weil sie allein enthalten, was zum offenbaren Vortheil aller, und eines jedweden gereicht. Die mehresten haben bey der Untersuchung der politischen Freyheit andere Gesichtspunkte, so, daß es gemeiniglich dabey nur auf die Frage hinausläuft: ob es zuträglicher sey, sich der willkührlichen Gewalt eines Einzigen; einer gewissen Anzahl aus der Menge; oder dieser

Menge selbst zu unterwerfen, das ist, *welche Gattung des Despotismus wohl die beste seyn möchte.* Eine Frage, die nicht sehr verdient, daß sich ein weiser Mann damit beschäftige. — Darum aber muß viel Tugend, viel moralische Freyheit da vorhanden seyn, wo viel wahre politische Freyheit angetroffen wird, weil die Gesetze sich nicht selbst beschützen können, sondern durch eine, und überall, und immer gegenwärtige Gewalt, welche allein, was die Gesetze angreift, unwiderstehlich begegnet, müssen aufrecht erhalten werden. Also wo die wahren Gesetze der Freyheit in der That regieren, da muß ihr Wille der lebendige Wille des Volkes selbst seyn. Gesetze der Freyheit sind keine andere, als Gesetze der strengsten Gerechtigkeit, das ist, der vernünftigen Gleichheit: Also muß der Geist, der ihnen Nachdruck giebt, und Dauer, eben so weit von der Herrschsucht entfernt seyn, welche unterdrücken will, als von der Niederträchtigkeit, die sich unterdrücken läßt: und dieser Geist ist der beste, der edelste, und stärkste, welcher über Menschen walten kann.

F. H. JAKOBI.

Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung *einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft.* Da nur in

der Gesellschaft, und zwar derjenigen, die die größte Freyheit, mithin einen durchgängigen Antagonism ihrer Glieder, und doch die genaueste Bestimmung, und Sicherung der Grenzen dieser Freyheit ist, damit sie mit der Freyheit anderer bestehen könne, — da nur in ihr die höchste Absicht der Natur, nämlich die Entwicklung aller ihrer Anlagen, in der Menschheit erreicht werden kann, die Natur auch will, daß sie diesen so wie alle Zwecke ihrer Bestimmung, sich selbst verschaffen solle: so muß eine Gesellschaft, in welcher *Freyheit unter äußern Gesetzen* in größtmöglichem Grade mit unwiderstehlicher Gewalt verbunden angetroffen wird, d. i. eine vollkommen *gerechte bürgerliche Verfassung*, die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung seyn; weil die Natur, nur vermittelt der Auflösung, und Vollziehung derselben, ihre übrigen Absichten mit unserer Gattung erreichen kann.

KANT.

Glücklich sind diejenigen Völker zu preisen, bey denen weise, und muthige Bürger darauf bedacht sind, den Zeitpunkt der Freyheit zu beschleunigen. Wie sollen sie dieses angreifen? Sie sollen vor allen Dingen die ersten, und wesentlichsten Feinde ihrer Freyheit bekämpfen; und sie sollen sie da angreifen, wo sie am gefährlichsten, wo sie am mächtigsten sind, jeder in

sich selbst. Wenn die wahre Freyheit in einem Staate blühen soll: so müssen allervorderst seine Bürger, und insonderheit die angesehensten unter denselben sich selbst von dem Joch ihrer Vorurtheile ihrer Leidenschaften, mit einem Worte, von der Tyranney der Einbildung frey machen. — So werden wir uns selbst frey, so werden wir uns der Freyheit würdig machen, und so werden wir sie unserm Vaterlande gewähren, wenn das Glück, oder die Gunst uns in Stellen erheben werden, wo wir andern zu befehlen haben werden. Nur nach Maaßgabe wie einzelne Menschen, und ganze Völker weise, und tugendhaft sind, kann die Freyheit für sie ein Gut seyn. Nur durch Weisheit, und Tugend kann sie erworben und behauptet werden.

I. ISELIN.

Der Mensch *kann*, was er *soll*, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht. — Habt ihr den goldnen Flügel des Genius je rauschen gehört? nicht dessen, der zu Gefängen, sondern dessen, der zu Thaten begeistert? Habt ihr je ein kräftiges: „ich will!“ eurer Seele zugeherrscht, und das Resultat desselben, trotz aller sinnlichen Reizungen, trotz aller Hindernisse, nach Jahren langem Kampfe hingestellt, und gesagt: hier ist es! — Fühlt ihr euch fähig, dem Despoten ins Angesicht zu sagen: tödten kannst du mich, aber nicht meinen Entschluß

ändern? habt ihr — — könnt ihr das nicht, so weichet von dieser Stätte, sie ist für euch zu heilig! —

DER VERF. des *Beytr. z. B. der
franz. Rev.*

Von meinem Bruder Severus lernte ich Recht und Wahrheit lieben. Durch ihn lernte ich einen *Thrasea*, *Helvidius*, *Cato*, *Dion*, und *Bru-
tus* kennen: ich empfing die Idee eines Staats, der nach gleichen Gesetzen, und Rechten verwaltet wird, einer Regierung, die der Freyheit ihrer Unterthanen die höchste Achtung erweist.

MARC-ANTONIN.

Die Unterthanen müssen sich einer vollkommenen *bürgerlichen* Freyheit erfreuen: d. h. in allen Handlungen, die blos ihre Privatzwecke betreffen, in allen Angelegenheiten, in welchen der Mensch, kraft der Menschheit, sich selbst bestimmen muß, vollkommen frey seyn. Oberherrschaft wird von der Vernunft nur in so fern gebilligt, als sie ein Mittel ist, dem Menschen das Recht, *sein eigener Herr zu seyn*, zu sichern.

SCHAUMANN.

Einheit fodert die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbe-

stetliches Bewußtseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann, und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stande ist. *Der Staat soll nicht blos den objectiven, und generischen, er soll auch den subjectiven, und spezifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinungen nicht entvölkern.* Weil der Staat der reinen, und objectiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjective Menschheit auch nur in *dem* Grade ehren können, als sie zur objectiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bey der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird blos der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn.

SCHILLER.

Die Vernunft lehrt uns dich schätzen
Holde Freyheit! Sie entreißt

Uns der Knechtschaft ehrnen Netzen,
 Und veredelt unsern Geist.
 Menschen, sagt den Schwärmereyen,
 Sagt dem Aberglauben ab!
 Laßt euch keinen Wahn entzweyen;
 Wahn war stets der Freyheit Grab.

PFEFFEL.

Die Freyheit ist eine Folge der Wahrheit: Blut und Krieg kann sie nicht unterdrücken, aber auch nicht verbreiten. Wahrheit und Freyheit haben einen Tempel. Die Freyheit fodert helle Seelen, und nicht bewaffnete Heere. Ein einziger ehrgeiziger, listiger Kopf empört mit dem Worte Freyheit ein ganzes Volk, und stürzt es in die drückendste Sklaverey zurück, so lange nicht die Masse des Volks die Wahrheit kennt, und frey vom Aberglauben ist.

DER VERF. v. R. v. Werdenberg.

Der Trieb der Gesellschaftlichkeit im Menschen geht darauf aus, *freye vernünftige Wesen* außer uns zu finden, und mit ihnen in Gemeinschaft zu treten; er geht nicht auf *Subordination*, wie in der Körperwelt, sondern er geht auf *Koordination* aus. Will man die gesuchten vernünftigen Wesen außer sich nicht frey lassen, so rechnet man etwa blos auf ihre theoretische Geschicklichkeit, nicht auf ihre freye praktische Vernünftigkeit: man will nicht in Gesellschaft

mit ihnen treten, sondern man will sie, als geschicktere Thiere, *beherrschen*, und dann versetzt man seinen gesellschaftlichen Trieb mit sich selbst in Widerspruch. — Doch was sage ich: man versetzt ihn mit sich selbst in Widerspruch? man hat ihn vielmehr noch gar nicht — jenen höhern Trieb: die Menschheit hat sich dann in uns noch gar nicht so weit ausgebildet; wir stehen selbst noch auf der niedern Stufe der halben Menschheit, oder der Sklaverey. Wir sind selbst noch nicht zum Gefühl unserer Freyheit, und Selbstthätigkeit gereift; denn sonst müßten wir nothwendig um uns herum ähnliche, d. i. freye Wesen sehen wollen. Wir sind Sklaven, und wollen Sklaven halten. — Nur derjenige ist frey, der alles um sich herum frey machen will, und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frey macht. Unter seinem Auge athmen wir freyer; wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten, und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Luft, alles zu seyn, und zu thun, was nicht die Achtung für uns selbst uns verbietet.

Das Leben im Staate gehört nicht unter die absoluten Zwecke des Menschen, sondern es ist nur ein unter gewissen Bedingungen stattfindendes Mittel zur Gründung einer vollkommenen Gesellschaft. Der Staat, eben so wie alle menschliche Institute, die bloße Mittel sind, geht auf

seine eigne Verrichtung aus; es ist der Zweck aller Regierungen, die Regierung überflüssig zu machen. Jetzt ist der Zeitpunkt sicher noch nicht; aber es ist sicher, daß auf der a priori vorgezeichneten Laufbahn des Menschengeschlechts ein solcher Punkt liegt, wo alle Staatsverbindungen überflüssig seyn werden.

FICHTE.

Die wahre Freyheit sucht wie das ächte Glück, sich in sich selbst zu concentriren, ihre Organisation fest zu gründen, das Schreckende ihrer Verhältnisse zu fixiren, den Tugenden Zeit zur Entwicklung zu geben. um jenen großen Charakter hervorzubringen, der wie ein im dunkeln Schachte erzeugter Diamant, das Werk der Zeit ist und einer concentrirten Vernunft, niemals aber die Frucht einer flüchtigen Einbildungskraft, die von allen Leidenschaften beaufacht, den Stürmen der Ehrfucht preisgegeben wird, fern von aller Ruhe, fern von jeder friedlichen Tugend.

Gerechtigkeit, Energie, Respekt für die Sitten und die daraus herfließenden Gesetze; das sind die Elemente der ächten Freyheit.

BONSTETTEN.

Glücklich ist der Staat, in welchem nur die Güte herrschet, auf welchen böse und leidenschaftliche Menschen gar keinen Einfluss haben,

M

wo der Regent, zu allem Guten eine unumschränkte Gewalt hat, wo die Gewalt nur in so fern beschränkt ist, als dadurch Böses geschehen als die oberste Gewalt gemißbraucht werden kann! — Dieß ist dasjenige Problem, an dessen Auflösung und Realisirung alle Völker und Jahrhunderte noch zur Stunde vergeblich arbeiten.

A. WEISHAUPT.

Wenn wir einmal alle eine Heerde find, und nur Gott unser König ist, dann ist das Fest aller Heiligen. Lauter weise und gute Menschen würden keines Regenten bedürfen, sondern jeder sein eigener seyn. — Den größten Fürsten, König, oder Kayser stelle ich mir so vor: er legt Kronen und Scepter nieder, und sagt seinem Volke: *Ich habe dich dahin gebracht, so gut, und weise zu seyn, daß du keines Königes mehr bedarfst.* Arzt, und Fürst sind nur wegen der Ausgelassenheit, und Krankheit des Volkes nöthig. Die besten Aerzte, und Fürsten sind jene, die streben, das Volk auf eine ausdauernde Weise gesund, und vernünftig, und sich immer mehr überflüssig zu machen. — Dieß wird man sagen, ist ein schönes Ideal, und wird auch wohl, leider, ewig eines bleiben. Sey es, daß wir es nie erreichen, aber Pflicht wäre doch das Bemühen, ihm stets näher zu rücken, und jeder Regent, jeder Vorsteher sollte, mag er ihn auch nicht treffen, auf diesen schönen Mittelpunkt

zielen, daß er immer weniger zu befehlen, und zu regieren habe, und sein Unterthan sich immer mehr selbst zu regieren lerne.

MUTSCHELLE.

O Freyheit! — Dort, nur dort ist deine
Wonne,

Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Stark wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie das Licht, und reich wie die Natur.

HAGEDORN:

REVOLUTION.

Der allgemeine Wille mit gesetzlicher Kraft, und unwiderstehlicher Macht verbunden ist der *Souverain*. Die Person, welche ihn vorstellt, sie sey Einer, Viele, oder die Mehrheit des Volks, hat als solche dieselben Rechte, welche an der Idee des Souverains (als des unsichtbaren Prinzips) haften. Alle Einschränkung des Souverains, oder seines Agenten, steht mit der Idee desselben im lauten Widerspruch, und es findet kein Zwangsrecht gegen ihn statt. Denn der Idee nach ist der Souverain eigentlich das Recht selbst, und dieses soll durch den Vertrag allgemein, kräftig, und unwiderstehlich gemacht werden; ihm also einen Zwang setzen hiesse den Staat in der Stiftung ruiniren. Dafs aber eine so hohe Würde nur Menschen anvertrauet werden kann, darf die Würde selbst nicht mit sich in Widerspruch setzen. Wenn nicht die Gewissenspflicht den Regenten bewegt, dafs er seinem Berufe genügt, so viel er kann, so bleibt für ihn keine andere Vorstellung übrig, als die Furcht,

dafs der Mensch den Mißbrauch der Gewalt rächen werde, sobald er nur kann, und so mag doch wenigstens die Furcht bewirken, was Weisheit eigentlich thun sollte, nämlich, dafs die gesetzliche Gewalt immer gerecht bleibe. —

TIEFTRUNK.

Eine Veränderung der (fehlerhaften) Staatsverfassung, die wohl bisweilen nöthig seyn mag — kann nur vom Souverain selbst durch Reform, aber nicht vom Volk, mithin durch *Revolution*, verrichtet werden, und, wenn sie geschieht, so kann jene nur die ausübende Gewalt, nicht die gesetzgebende treffen. — In einer Staatsverfassung, die so beschaffen ist, dafs das Volk durch seine Repräsentanten jener und dem Repräsentanten derselben (dem Minister) gesetzlich *widerstehen* kann — welche dann eine eingeschränkte Verfassung heist — ist gleichwohl kein activer Widerstand (der willkührlichen Verbindung des Volks, die Regierung zu einem gewissen thätigen Verfahren zu zwingen, mithin selbst eine Art der ausübenden Gewalt zu begehen); sondern nur ein negativer Widerstand, d. i. Weigerung des Volks (im Parlament), und erlaubt jener, in den Forderungen, die sie zur Staatsverwaltung nöthig zu haben vorgiebt, nicht immer zu willfahren; vielmehr, wenn das letzte geschähe, so wäre es ein ficherer Zeichen, dafs das Volk verderbt, seine Re-

präsentanten erkäuflich, und das Oberhaupt in der Regierung durch seinen Minister despotisch, dieser selber aber ein Verräther des Volks seyn.

Übrigens, wenn eine Revolution einmal gelungen, und eine neue Verfassung gegründet ist, so kann die Unrechtmäßigkeit des Beginnen und der Vollführung derselben, die Unterthanen von der Verbindlichkeit, der neuen Ordnung der Dinge sich als gute Staatsbürger zu fügen, nicht befreyen, und sie können sich nicht weigern, derjenigen Obrigkeit ehrlich zu gehorchen, die jetzt die Gewalt hat. Der entthronte Monarch (der jene Umwälzung überlebt) kann wegen seiner vorigen Geschäftsführung nicht in Anspruch genommen, noch weniger aber gefragt werden, wenn er in den Stand eines Staatsbürgers zurück getreten, seine und des Staates Ruhe dem Wagestück vorzieht, sich von diesem zu entfernen, um als Prätendent das Abenteuer der Wiedererlangung desselben, es sey durch ingeheim angestiftete Gegenrevolution, oder durch Beystand anderer Mächte zu bestehen.

KANT.

Gegen das in der Vernunft sich gründende Staatsrecht, und seine für Menschen, die im Antagonism ihrer Freyheit gegen einander stehen, verbindende Kraft, wendet man gewöhnlich ein, daß ob zwar die Menschen die Idee von ihnen zustehenden Rechten im Kopf haben, sie doch,

ihrer Herzenshärte halber, unfähig, und unwürdig wären darnach behandelt zu werden, und daher eine oberste bloß nach Klugheitsregeln verfahrenende Gewalt sie in Ordnung halten dürfe, und müsse. Dieser Verzweiflungssprung ist aber von der Art, daß, wenn einmal nicht, vom Recht, sondern nur von der Gewalt die Rede ist, das Volk auch die seinige versuchen, und so alle gesetzliche Verfassung unsicher machen dürfe. Wenn nicht etwas ist, was durch Vernunft unmittelbar Achtung abnöthigt (wie das Menschenrecht), so sind alle Einflüsse auf die Willkühr des Menschen unvermögend, die Freyheit derselben zu bändigen; aber wenn, neben dem Wohlwollen, das Recht laut spricht, dann zeigt sich die menschliche Natur nicht so verunartet, daß seine Stimme von derselben nicht mit Ehrerbietung angehört werde.

KANT.

Der Mensch kömmt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freyheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach bloßen Naturgesetzen ein, ehe *er* es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte,

und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es konnte! Er verläßt also mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freyheit von ihr scheidet, wie er, um nur ein Beyspiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfnis der Geschlechtsliebe ausdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht, und durch Schönheit veredelt. So holt er auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen *Naturstand* in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt, leiht er sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfieng, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht, und freyem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich, und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es bey dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher sich die Freyheit zu beugen brauchte, und alles muß sich dem

höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Das große Bedenken aber ist, daß die physische Gesellschaft *in der Zeit* keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß, um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze auffuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht; und diese Stütze findet sich in der *Totalität* des Charakters, die bey einem Volke muß gefunden werden, welches fähig, und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauschen.

SCHILLER.

Land und Volk veralten nie, oder sehr spät; Staaten aber als Einrichtungen der Menschen, als Kinder der Zeiten, ja oft als bloße Gewächse des Zufalls, haben glücklicher Weise Alter und Jugend, mithin eine immer fortgehende unmerk-

liche Bewegung zum Wachsthum, zur Blüthe, oder zur Auflösung. —

Menschen, oft einzelne Menschen können diese Perioden verzögern, oder befördern, ja man befördert sie meistens durch die entgegengesetzten Mittel.

Wenn Kräfte im Streben sind, sowohl zur Blüthe, als zur Auflösung, ist ihr Gang schneller, und scheint sich ihnen alles zu assimiliren, bis kleine Umstände, oft wiederum einzelne Menschen, dem Strom eine andere Richtung geben, die abermals ein Resultat der lebendigen Gegenwart der Dinge ist, ob sie gleich bisweilen eine Wirkung des Zufalls scheint.

Um jenen fürchterlichen Anfällen, die man Staatsumwälzungen nennet, und die dem Buch der Menschenordnung ganz fremde werden sollten, zuvor zu kommen, hat der Staat kein anderes Mittel, als das natürliche Verhältniß, die gesunde Wirkksamkeit aller seiner Theile, den muntern Umlauf seiner Säfte zu erhalten, oder wieder herzustellen, und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen. Früher, oder später muß die stärkste Maschine diesem Kampf unterliegen; die Natur aber altert nie, sie verjüngt sich periodisch in *allen* ihren lebendigen Kräften. Die schüchterne Natur des Menschen, die immer mit Furcht und Hoffnung umgeben, oft ferne Übel als gegenwärtig ahnet, und Tod nennet, was ein gesunder Schlummer, eine nothwendig-

dige, heilbringende Erholung ist, betrügt sich meistens in ihren Weissagungen über Länder und Reiche. Es schlafen Kräfte, die sie nicht gewahr wird; es entwickeln sich Fähigkeiten, und Zeitumstände, auf die sie rechnen konnte; gewöhnlich aber steuert unser Urtheil, wenn es auch wahr ist, zu sehr auf eine Seite. „Soll dies leben, sagt man, so muß jenes sterben, ohne daß man bedenkt, ob nicht beydes leben, *und sich einander günstig mittheilen möge.*

HERDER.

Der moralische Politiker wird es sich zum Grundsatz machen: wenn einmal Gebrechen in Staatsverfassung, oder im Staatenverhältniß angetroffen werden, die man nicht hat verhüten können, so sey es Pflicht, vornämlich für Staatsoberhäupter, dahin bedacht zu seyn, wie sie, sobald wie möglich, gebessert, und dem Naturrecht, so wie es in der Idee der Vernunft uns zum Muster vor Augen steht, angemessen gemacht werden könne: sollte es auch ihrer Selbstsucht Aufopferung kosten. Da nun die Zerreißung eines Bandes der Staats, oder weltbürgerlichen Vereinigung, ehe noch eine bessere Verfassung an die Stelle derselben zu treten in Bereitschaft ist, aller, hierin mit der Moral einheligen Staatsklugheit zuwider ist, so wäre es zwar ungereimt, zu fordern jenes Gebrechen müsse so fort, und mit Ungestüm abgeändert

werden; aber daß wenigstens die Maxime der Nothwendigkeit einer solchen Abänderung dem Machthabenden innigst beywohne, um in beständiger Annäherung zu dem Zwecke (der nach Rechtsgesetzen besten Verfassung) zu bleiben, das kann doch von ihm gefordert werden. Ein Staat kann sich auch schon republikanisch *regieren*, wenn er gleich noch, der vorliegenden Constitution nach, despotische *Herrschermacht* besitzt: bis allmählich das Volk des Einflusses der bloßen Idee der Autorität des Gesetzes (gleich als ob es physische Gewalt befäße) fähig wird, und sonach zur eignen Gesetzgebung, welche ursprünglich auf Recht gegründet ist, tüchtig befunden wird. Wenn auch durch den Ungeßüm einer von der schlechten Verfassung erzeugten *Revolution* unrechtmäßigerweise eine gesetzmäßige errungen wäre, so würde es doch auch alsdann nicht mehr für erlaubt gehalten werden müssen, das Volk wieder auf die alte zurückzuführen, obgleich während derselben jeder der sich damit gewaltthätig, oder arglistig bemengt, mit Recht den Strafen des Aufrührers unterworfen seyn würde. Was aber das äußere Staatsverhältniß betrifft, so kann von einem Staat nicht verlangt werden, daß er seine obgleich despotische Verfassung (die aber doch die stärkere in Beziehung auf äußere Feinde ist) ablegen solle, so lange er Gefahr läuft, von andern Staaten sofort verschlungen zu werden; mithin

mufs bey jenem Vorfatz doch auch die Verzögerung der Ausführung bis zu besserer Zeitgelegenheit erlaubt seyn.

Dieß sind Erlaubnißgesetze der Vernunft, den Stand eines mit Ungerechtigkeit behafteten öffentlichen Rechts noch so lange beharren zu lassen, bis zur völligen Umwälzung alles entweder von selbst gereift, oder durch friedliche Mittel der Reife nahe gebracht worden; weil doch irgend eine *rechtliche*, obzwar nur in geringem Grade rechtmäßige Verfassung besser ist, als gar keine, welches letztere Schicksal (der Anarchie) eine übereilte Reform treffen würde. Die Staatsweisheit wird sich also in dem Zustande, worin die Dinge jetzt sind, Reformen dem Ideal des öffentlichen Rechts angemessen, zur Pflicht machen: Revolutionen aber, wo sie die Natur von selbst herbeyführt, nicht zur Beschönigung einer noch größern Unterdrückung, sondern als Ruf der Natur benutzen, eine auf Freyheitsprinzipien gegründete gesetzliche Verfassung, als die einzige dauerhafte durch gründliche Reform zu Stande zu bringen.

KANT.

Es giebt ein *droit de resistance* gegen Usurpatoren, und Tyrannen, wiewohl nur im Falle hoher *Evidenz*. Das Volk darf widerstehen, zwingen, absetzen, strafen; alles nach dem Begriffe eines Vertrags überhaupt. Das Volk hat

diese Rechte; sagten die alten Staatsrechtslehrer, aber es darf sie nicht mehr ausüben: — welcher Widerspruch! auch alle Völker der Welt haben sie ausgeübt. In der Demokratie ist physische Unmöglichkeit, den unartigen Herrscher zu bändigen. In der Aristokratie werden jene Rechte häufig ausgeübt, jedoch nur vom Corpore gegen die Individua. In der Einherrschaft ist die Ausübung selten rathsam: der Ausgang ist gewöhnlich misslich; die Grösse des vorhandenen Übels läßt sich berechnen, nicht so die Folgen der vorzunehmenden Kur.

Nur in keinem Falle ist der *einzelne* Unterthan zum Widerstande gegen den Herrscher (als Herrscher) und noch weniger zur Rache berechtigt; und das Volk im Haufen ist unfähig dazu. Wehe also dem Staate (Volk, und Herrscher zugleich) wo keine Volksrepräsentanten sind.

A. L. SCHLÖZER.

Staatsumwälzungen geschehen auf zwey verschiedene Arten. — Entweder man streitet gegen die jetzige Regierungsform, um an ihrer statt eine andere einzuführen, etwa statt einer Demokratie eine Oligarchie, statt einer Oligarchie eine Demokratie, statt beyder eine Aristokratie, und statt einer Aristokratie eine von jenen beyden — oder man streitet nicht gegen die konstitutionelle Regierungsform, liebt diese vielmehr, aber man will sie nach seinen Wünschen

gelenkt wissen, etwa Oligarch, oder Monarch selbst seyn; oder man streitet über die Grade derselben, ob nämlich die Oligarchie mehr, oder weniger demokratisch, und so die übrigen Formen, ob sie was sie sind mehr oder weniger streng seyn sollen; oder man will einzelne Theile der Constitution abändern, etwa ein obrigkeitliches Amt einführen, oder abschaffen. — In allen diesen Fällen ist Ungleichheit die Ursache des Aufruhrs, denn man beobachtet kein Verhältniß bey der Ungleichheit. Ewig wird die Königswürde eine Ungleichheit unter übrigens gleichen Bürgern seyn, und man erregt Aufruhr, um gänzliche Gleichheit zu haben.

Aber es giebt eine doppelte Art der Gleichheit, absolute, und verhältnißmäßige. Absolute Gleichheit hat das, was an Menge, und Gröfse; Verhältnißmäßige das, was in gewisser Rücksicht gleich ist. Wenn man also auch über das einstimmig denkt, was allgemein gerecht ist: so ist man doch uneins über die Verhältnisse, und wie ich oben sagte, die welche in Einem Stücke gleich sind, wollen in allen Stücken gleich seyn, und die einen Vorzug in einem Stücke haben, diesen allenthalben geltend machen; denn Adel und Tugend haben nur wenige Menschen, das Gegentheil, das Gegentheil die meisten, und allenthalben findet man gegen hundert edle, oder tüchtige Bürger einen zahllosen

Haufen Pöbels. *Es ist also ein großer Fehler, wenn man nur auf einer von beyden Arten der Gleichheit den Staat gründen will. Das beweisen die Erfolge. Denn keine solche Verfassung war von Bestand, weil das, was in seinem Keime schon einen Fehler hat, nothwendig zu Grunde gehen muß.*

ARISTOTELES.

So viel ist gewiss, alles was die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, das ist immer die eigentliche und ursprüngliche Quelle des Aufruhrs.

Wer also in einem jeden Staat die meisten Sachen thut, durch die sich die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, der ist es auch, der in demselben den Saamen des Aufruhrs am meisten ausäet, und ich denke, der ihn am meisten ausäet, ist auch am meisten Schuld, wenn er aufgehet.

Eben so, wer Umstände, Lagen in einem Lande einlenkt und beschützt, die dem Rechte des Volks seine reine Kraft nehmen, hinwieder, wer Verhältnisse in einem Lande ewig und allgemein erhalten wissen will, die den redlichen Mann im Lande empören, der bereitet den Aufruhr. Man muß freylich oft Menschenalter zurück gehen, um den ersten Säemann dieses letzten Übels der Staaten zu entdecken, und die erste Quelle zu finden, durch welche ein Volk nach und nach dahin gebracht worden ist, end-

lich in seiner Lage und in seinem Herzen gleich große Reize zum Aufruhr zu finden, und zu der Stimmung zu gelangen, in welcher es dann die Staatsoberhäupter und das Gesetz für Spinnengewebe, das Recht für Betrug, die Ordnung für Unrecht, und die Staatsdiener selbst, mittelbar oder unmittelbar, für Diebe an seiner Thüre achtet, und dahin kommt, die Vortheile von Glück und Ruhe zu miskennen, und sie als ein nichtiges Ding auf die Karten zu setzen.

Wenn das Volk einmal dahin gebracht ist, so hat dann Wahrheit und Recht keine Wirkung mehr auf dasselbe, und kann in dieser Stimmung keine haben.

Wenn du ihm denn schon predigest, es habe kein Recht zum Aufruhr, deine weise, aber für dasselbe zu späte und zur Unzeit kommende Sprüche, sind ihm dann ein Galimathias, von dem es nichts versteht, und nichts ahndet, als daß du um deiner Sorgen und um deines Unrechts willen, ihm leere Worte hinwerfest und hinwerfen müßest.

Die menschliche Natur vermag es nicht anders, sie muß durch Rechtlosigkeit am Ende in diese Stimmung versinken. Wenn du deinem Nachbar sein Haus anzündest, und er dir hernach deine Bäume umhauet, sich wieder ein neues zu bauen, was meynst du, was er dabey denke, wenn du ihm zuruffst: halt! halt Nachbar! du hast kein Recht zu diesen Bäumen.

Wenn die Macht das Volk rechtlos gemacht hat, so ist kein Gefühl des Rechts mehr in seiner Brust, und in diesem Fall wirkt das Gefühl des Unrechtleidens auf die Individuen desselben, als auf Geschöpfe, die den Zaum der Rechtlichkeit nicht mehr in ihrem Munde haben. Die Folgen sind klar, Rechtlosigkeit und Zaumlosigkeit gehen immer gepaaret, und der Zaum des Trugs und des Schreckenfsystems, den man dem Volk dann anzulegen versucht, ist eine stählerne Kette, die dir am ersten zerspringt, wann du sie am stärksten an dich zu ziehen genöthiget bist.

Dafs sich doch Europa nicht länger blende; seine Kunst zu herrschen nähret den Sansculotismus, und seine Kunst zu zäumen, die Zaumlosigkeit im innersten Busen der Menschen.

PESTALOZZI.

Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit der Revolutionen im grossen Kreise menschlicher Schicksale; glaube, dafs sie nicht nur sich ereignen müssen, sondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwicklung, dem Ideengang eine neue Richtung geben. Ob die Menschen — im gewöhnlichen Sinne des Worts glücklicher — dadurch werden? Die Natur oder das Schicksal fragt nicht nach dieser besondern Art von Glück. Ihre Sache ist es, dafs die Menschen wirken, und beyden, und in beydem bald Freude geniessen, bald Schmerz empfinden.

Die Mannichfaltigkeit der Wirkungen, und Gegenwirkungen, dieses Resultat der verschiedenen Entwicklungsart der Leidenschaften, und der Seelenkräfte, scheint ein Zweck unsers Daseyns zu seyn, bey welchem wir nicht einmal gefragt werden, ob wir ihn wollen? Uns bleibt es nur überlassen, in dieses alles *Moralität* zu bringen, indem wir mit Bewußtseyn wirken, und leiden. Diese Moralität ist dann immer nur das Werk des einzelnen Wesens, das auf sich selbst zurückwirkt.

G. FORSTER.

Wir werden nie hindern, was geschieht; was geschehen muß. Grausame, und blutgierige Gesetze sind mir so lange heilig, als der Herr der Unterdrückten Macht hat, ihre Übertretung zu bestrafen. Ein Volk wird sich immer, wenn die Umstände sich dazu vereinigen, unter dem Fusse eines blutgierigen Tyrannen, oder zerstörender Gesetze loswinden, und seine Ketten zerbrechen, ohne je die Frage zu thun: thun wir wohl? Es reißt sich los, weil der Druck unerträglich, weil seine Lasten zerschmetternd waren. Nur ein Thor kann die Frage im Ernst thun: soll ein Volk sich losreißen, wenn seine Lasten unerträglich sind? Die Beantwortung dieser Frage, bejahend, oder verneinend, wird das Volk so wenig an seinen Bedrucker fesseln, als von ihm losreißen. Ein Volk em-

pört sich, nicht weil es soll, oder nicht soll; sondern es empört sich, wie das Meer stürmt, wenn wilde Sturmwinde es dazu zwingen. Es ist unmöglich, daß das Meer ruhig bleibe, wenn die Winde stürmen, und daß es stürme, wenn keine Ursache dazu da ist.

DER VERF. v. *Rudolph v. Werdenberg.*

Ein Volk, das Eigenthum, und Freyheiten besitzt, die mit Veränderung des Oberherrn in Gefahr kommen könnten, verlohren zu gehen, ist im Ganzen gewiß zur Ruhe geneigt, und duldet lieber viel, als daß es alles aufs Spiel setzen sollte. So lange eine Regierung gerecht, und milde ist, und wichtige bürgerliche, und religiöse Rechte ungekränkt läßt, so lange werden die Unterthanen willig und gehorsam seyn. Die Wellen erheben sich nicht eher, als der Wind braust.

B. FRANKLIN.

Der Gesetzgeber kann freylich sein Gesetz verändern, ist aber das Volk unfähig sich selbst Gesetze zu geben (wenn es unverdorben ist) so ist es noch weit unfähiger seine Gesetzgebung zu verändern, wenn diese, und mit ihr das Volk verdorben ist. Daher ist eine solche Veränderung immer äußerst gefährlich, und man muß nie an eine Regierung rühren, so lange sie nicht mit dem gemeinen Wohl ganz unverträglich ist.

Diese Vorsicht ist jedoch eine Maxime der Klugheit, und nicht eine Regel des Rechts. Bey jeder Veränderung kann man sich eben deswegen nicht genug versehen, und alle mögliche Formalitäten beobachten; damit ein regelmässiges Verfahren, nicht aufrührerischer Tumult, und der Wille des Volks, nicht das Geschrey einer Faction werde.

ROUSSEAU.

Der Grund unserer politischen Systeme ist das Recht des Volks, seine Regierungsconstitutionen zu machen und zu ändern; aber die zur Zeit bestehende Constitution verbindet so lange alle heilig, bis sie durch eine *deutliche und authentische Acte des ganzen Volkes* geändert ist. Selbst der Gedanke der Macht und des Rechts des Volks, Regierungen einzurichten, setzt die Pflicht eines jeden Einzelnen voraus, der zur Zeit eingerichteten Regierung zu gehorchen.

G. WASHINGTON.

Theoretisch bin ich unbedingt Republikaner; aber practisch bin ich dahin bedingt, meine Handlungen den vorhandenen Gesetzen zu unterordnen: und mein Grundsatz schliesst ein: kein Bürger darf rebelliren. Aber diese Praxis allein giebt ein Recht zu jener Theorie: der Rebell und der Tyrann sind mir gleich verächtlich.

Gieb dem ersten die Krone, so ist er der Tyrann: nimm sie dem letzten, so ist er Rebell.

J. BAGGESEN.

Ich sollte glauben, man könnte der Nation ganz unbedenklich das Recht zugestehen, ihre Staatsverfassung zu verändern. Die Klugheit macht es ihr zur Pflicht, von diesem Rechte nur im äußersten Falle Gebrauch zu machen. Wenn wir von dem Rechte eines Menschen als Menschen sprechen; so setzen wir voraus, daß es ein vernünftiger, das ist, kein Rasender, kein Wahnsinniger, kein Kind sey. Sollten wir, wenn wir von einer Nation und ihren Rechten *in abstracto* reden, nicht auch voraussetzen müssen, daß ihre Majorität aus vernünftigen, urtheilsfähigen Bürgern bestehe?

Allg. Lit. Zeit. No. 197. — 1797.

Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, man könne jedem Volke nach Gefallen eine neue Regierungsform geben. Wo dieß mit Erfolg geschehen soll, müssen zuvor in der Denkungsart und in den Bedürfnissen einer Nation, die nöthigen Veränderungen vorhergehen. *Cäsar* und *Augustus* würden der römischen Republik nie ein Ende gemacht haben, wenn die Bewohner Roms noch ihr alter Geist befehlt hätte. — Dieß ist der Fall bey jedem Staat, welcher eine Veränderung in seiner Ver-

fassung erfährt. Jeder Staatsveränderung muß daher nothwendig eine Veränderung in der Denkungsart und den Sitten einer Nation vorhergehen. Die Nation selbst muß dümmer oder klüger, sittlicher oder unsittlicher, weichlicher oder härter, reicher oder ärmer werden. Nur zu dieser bestimmten Denkungsart, zu diesem gegebenen Grad von Sittlichkeit oder Unsittlichkeit paßt eine solche Regierungsform. Wie sich diese verändern, werden statt der erstern andere Bedürfnisse entstehen, diese werden andere Situationen hervorbringen und andere Maafsregeln nothwendig machen.

A. WEISHAUPT.

Empörung kann überall nur dann erlaubt seyn, wenn sie Pflicht wird, und dieß wird sie demjenigen, oder demjenigen Volk, welches höhere Pflichten durch längern Gehorsam verletzen würde.

SCHMALZ.

Unter einer Revolution des Volks läßt sich nichts anders denken, als daß sich das Volk durch Gewalt in die Rechte der Mündigkeit einzusetzen, und das rechtliche Verhältniß zwischen sich, und den Vornehmen aufzuheben suchte. Das Menschenrecht, das dem Volke collective zukömmt, ist kein anderes, als das Recht zur Aufklärung. Will man also das Volk

hindern, sich aufzuklären, so thut es recht, sich zu erheben, und wenn diese Hindernisse aus der Konstitution entspringen, die Konstitution aufzuheben. Alle äußere Vorzüge der Vornehmen in Glücksgütern, die nicht durch das bloße vornehm seyn erworben sind, berechtigen nicht zu einer Revolution; denn sie entziehen als solche, den Menschenrechten nichts, sondern nur diejenigen Vorzüge, die mit den Äußerungen der Menschenrechte im Widerspruch stehen. In so ferne jedes Volk unaufhaltsam seiner Mündigkeit entgegen geht, in so ferne bereiten sich alle Völker zu einer Revolution vor. Es ist aber möglich, daß sich die Verfassungen den verschiedenen Graden von Mündigkeit anpassen, und dadurch eine eigentliche Revolution verhüten, so daß alles nach und nach geschieht, und unvermerkt die Verfassung ihre richtige moralische Form erhält. So wie man von dem Volke sagen kann, daß es seine Unmündigkeit verschuldet habe, so kann man auch von der Regierung sagen, daß sie jede Revolution verschuldet habe, weil sie sich nicht der Mündigkeit anpaßte, oder die Menschenrechte in dem Grade respektirte, als sie das Volk kennen lernte. So lange also die Vornehmen das Volk an der Aufklärung nicht hindern, und doch durch das Übergewicht ihrer Aufklärung ihre Überlegenheit behaupten, so lange giebt es keine Revolution des Volks. Dies ist aber nicht für immer möglich,

weil die Aufklärung eine Stufe hat, über welche zwar die Fortschritte in Weisheit und Wissenschaft ins Unendliche möglich sind, wo aber die Aufklärung als vollendet anzusehen ist, und das Reich der Dummheit seine letzten Grenzen hat; und diese Stufe ist: gänzliche Kenntniss der Menschenrechte.

J. B. ERHARD.

Revolution kann nur in dem einzigen Fall durch die Vernunft erlaubt seyn; wenn eine Verfassung den nächsten, und wesentlichen Zweck des Staats zu bewirken, schlechterdings nicht fähig, also bey der gänzlichen Vernunft — und Zweckwidrigkeit ihrer Organisation, und Verwaltung schlimmer ist, denn eine freye Verfassungslosigkeit.

K. H. HEIDENREICH.

Der Mensch thut in der bürgerlichen Gesellschaft nicht einseitig auf sein Naturrecht Verzicht; die Macht thut es wie der Mensch — wann nun diese ihr Wort bricht und ihrer Seits das bluttriefende Recht der Naturverwilderung aufstellt, so tritt sie mit diesem Schritt unwidersprechlich in den Naturstand, und probirt ihre Thierkraft aufser allen Schranken des Rechts; was soll dann das Volk, was ist sein unwillkürliches allgemeines Wollen in dieser Lage? Im Innersten seines Gefühls ist sein Vertrag mit der

Macht gebrochen, woher soll ihm jetzt das bindende Gefühl seiner Pflicht kommen? durch was für Mittel muß es in seine Seele hineingebracht werden? die Macht habe nicht bloß Gewalt, sondern auch ein Recht, gegen das allgemeine unwillkührliche Naturwollen des Volks? Entweder schüttelt das Volk beym Fühlen des allgemeinen Unrechts, wie der Verschnittene, den Kopf, oder es erwachen in ihm die lebhaften Gefühle der Selbsterhaltung.

Ein dritter Fall ist möglich: *Ein Mensch, aber nicht ein Volk, höher als sein Geschlecht, entweicht dem Unrecht einer solchen gesellschaftlichen Zerrüttung, und stirbt in lauter Verehrung von Pflichten, die höher sind als die gesellschaftlichen, ihnen zum Zeugniß einen Tod, der wenigen Sterblichen zu sterben vergönnt ist.* Aber die gesellschaftliche Menschheit ist auf der ganzen Erde fern von dieser Höhe; und das gesellschaftliche Recht nimmt von ihr keine Kunde.

Das Wimmern des Menschengeschlechts unter dem Druck des gesellschaftlichen Unrechts — und der gesetzlosen Gewalt, ist nicht Aufruhr. Auch lauter Tadel der öffentlichen Unordnung ist an sich nicht Aufruhr. Das Streben des Menschengeschlechts, die Maafsregeln der öffentlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Rechts, wo sie mangeln, einzuführen, und wo sie geschwächt sind, zu stärken — dieses Streben liegt im Innersten meiner unentwürdigten Natur —

jedes Volk, dem es mangelt, ist in tiefe niedere Schlechtheit versenkt worden. Hin bist du Name Vaterland! wenn dieses Streben in der Brust deiner Bürger todt ist! deine entwürdigten Menschen sind Staatsbürger geworden. — Und auch du meine Menschlichkeit bist hin, wenn ich ohne Interesse für das öffentliche Recht, und ohne Abneigung für das öffentliche Unrecht und gegen seine Quelle, die willkührliche Gewalt, in der bürgerlichen Gesellschaft lebe.

PESTALOZZI.

Widerstand, Aufkündigung meines Gehorsams kann in gewissen außerordentlichen Fällen statt finden. Aber welche sind das? Wenn kann mein Widerstand, mein Ungehorsam gerechtfertigt, gesetzmässig, löblich werden? O, meine Freunde, laßt uns doch das Band des Gehorsams recht fest knüpfen! daß es nicht erlaubt sey, es aufzulösen, als wenn alle andere Mittel unwirksam bleiben! die höchste Tyranney, die allgemeinste Bedrückung, die Verletzung, und Zerstörung aller bürgerlichen Gesetze, die Hintansetzung der ersten Rechte der Menschheit, nur in diesen verzweifelten Fällen mag die Nation sich dem Despotismus zu entziehen suchen. — Was ist schrecklicher als Bürgerkrieg, der das Innere der Nation zerfleischt! Was macht den Regenten eben am härtesten, am grausamsten vielleicht, was giebt dem Tyrannen selbst die

Waffen in die Hände, als jene unklugen, planlosen, und eiteln Bemühungen unruhiger, falsch unterrichteter Schwindelköpfe, ohne Charakter, und Stätigkeit von Egoismus, und kleinlichem Stolz. Nun, meine Freunde, laßt uns nicht so ängstlich, und mit dem Schwerdte in der Hand umherfragen: wann darf ich mich widersetzen, wann darf ich meinen Gehorsam aufkündigen? Wozu diese Insurrektionstheorie? Es können solche Fälle eintreten, aber wartet sie erst ab.

D. HUME.

Revolutionen bereiten sich von selbst vor; die Menschen sind mehr Werkzeuge, als Urheber derselben. Große Hauptverbesserungen, welche die ganze Verfassung des Staats angehen, überlasse man der Zeit, und Sorge nur, daß die Gemüther der Bürger durch Aufklärung, und durch Kenntniß ihrer wahren Vortheile vorbereitet werden, Mißbräuche selbst einzusehen, und zu fassen.

GARVE.

Man sollte niemals *moralische* und *physische* Revolutionen und Entwicklungen zu nahe an einander stellen. Die ganze Natur hat keine andere Bewegungen als *vorige*; der Zirkel ist ihre Bahn, sie hat keine andern Jahre als platonische — aber der Mensch allein ist veränderlich, und

die gerade Linie, oder der Zickzack führen ihn. Eine Sonne hat so gut wie der Mond ihre Phasen, so gut wie eine Blume ihre Blüthe und Abblüthe, aber auch ihre Palingenesie und Erneuerung. Allein im Menschengeschlecht liegt die Nothwendigkeit einer ewigen Veränderung, aber hier giebt's nur *auf-* und *niedersteigende* Zeichen, keine Kulmination; jene ziehen nicht einander nothwendig an sich, wie in der Physik und haben keine äußerste Stufe. Kein Volk, kein Zeitalter kömmt wieder: In der Physik muß alles wieder kommen. Es ist nur zufällig, nicht nothwendig, daß Völker in einem gewissen Stufenalter, auf einer gewissen mürben Sprosse wieder herunterstürzen — man verwechselt nur die *letzte* Stufe, von welcher eine Nation fällt, mit der *höchsten*; die Römer, bey denen keine Sprosse sondern die ganze Leiter brach, mußten nicht nothwendig durch eine Kultur sinken, die nicht einmal an unsere reicht. Völker haben kein Alter, oder oft geht das Greisenalter vor dem Jünglingsalter. — Die Menschheit hat also zu einer ewigen Verbesserung Fähigkeit: aber auch Hoffnung? — Das gestörte *Gleichgewicht* der eignen Kräfte macht den einzelnen Menschen elend. Die Ungleichheit der Bürger, die Ungleichheit der Völker macht die Erde elend; So wie alle Winde und alle Blitze aus der Nachbarschaft der Ebbe und Fluth des Äthers und der Luft entstehen. Aber zum Glück

liegt in der Natur der Berge die Thäler zu füllen.

HIPPEL.

Revolutionen sind nothwendige, und unvermeidliche Begebenheiten (sie sind aber wohl von Rebellionen zu unterscheiden), die jeder Staat zu seiner Zeit erfahren muß.

KÄSTNER.

Es scheint, wenn man die Geschichte durchläuft, als ob Veränderungen und Revolutionen zu den fortdauernden Naturgesetzen gehören. Alles ist in dieser Welt dem Wechsel unterworfen, und dennoch hängen Thoren sich an die Gegenstände ihrer Ehrfucht, vergöttern dieselben, und werden die Täuschungen dieser Zauberlande nicht eine, die unaufhörlich über ihren Augen vorüberzieht.

FRIEDRICH II.

Die Formen ändern sich; ewig sind nur Wahrheit und Recht. Wo sind sie, daß wir sie suchen? Ganz und immer, nirgend; heller und fester, bald da, bald dort. Der Geschichtsforscher suche sie, der Geschichtschreiber stelle sie dar, der Staatsmann halte sie fest.

G. MÜLLER.

Aufrühre, die unter dem Schein der Religion erregt werden, entstehen bloß daher, weil man

Gesetze giebt, die blofse Spekulation betreffen, und weil Meynungen als Verbrechen behandelt und verdammt werden, deren Anhänger, und Vertheidiger nicht wegen der öffentlichen Wohlfahrt, sondern dem Haß, und der Grausamkeit ihrer Gegner Genüge zu thun, aufgeopfert werden. Wenn daher nur Handlungen geahndet würden, Meynungen aber ungestört blieben, so würden nie unter dem Schein des Rechts solche Aufrühre entstehen.

SPINOZA.

Gewaltsame Revolutionen zu verhindern, giebt es ein sehr sicheres Mittel, aber es ist das einzige: das Volk gründlich, über seine Rechte, und Pflichten zu unterrichten.

DER VERF. des *Beytrags*.

Die regierenden Gewalten haben nur ein einziges Präservativ, den Staatskörper vor dem zerstörenden Fieber gewaltsamer Revolutionen zu bewahren, dieses ist: *Kultur oder Vernünfftigung des Volks und der Legislatur*. Denn nur die Unwissenheit und Leidenschaft bekriegt sich selbst im ewigen Widerspruch; die Wahrheiten der Vernunft wohnen beyfammen in stiller Übereinstimmung.

H. ZCHOKKE.

Frühe Ausschweifungen befördern Alter, und Tod; früher Despotismus beschleunigt die Auf-

lösung der Staaten, die über alle einmal kommen wird. Mäßigung allein erhält Kraft, und Leben. Ihr müßt die Menschen erst entmenscht haben, wenn sie nicht früher, oder später ihrer Menschenrechte wieder an sich reißen sollen.

EWALD.

Nur handeln hilft. — Seyd gerecht, ihr Völker, und eure Fürsten werden es nicht aushalten können, allein ungerecht zu seyn!

DER VERF. *des Beytrags.*

Sie wollen frey seyn, und verstehen nicht gerecht zu seyn.

E. SIEYES.

Der Stärkste ist nur dann stark genug, um immer Herr zu bleiben, wenn er seine Gewalt in Recht verwandelt.

ROUSSEAU.

Nicht Revolutionen, sondern *Evolutionen* sind der stille Gang der großen Mutter Natur; dadurch sie schlummernde Kräfte weckt, Keime entwickelt, das zu frühe Alter verjüngt, und oft den scheinbaren Tod in neues Leben verwandelt. — Die Natur macht Jahreszeiten, sie fördert Kräfte; sie fördert sie auch im Menschengeschlechte. Glaube doch Niemand, daß wenn

alle Regenten auf der Erde vom stolzeſten Negerkönige an bis zum mächtigſten Chan der Tartern ſich zuſammen verbanden, das Heute zum Geſtern zu machen, und die fortgehende Entwicklung des gemeinfamen Menſchengeſchlechts, ſie möge zur Jugend, oder zum Alter führen, auf immerhin zu hindern, daß ſie damit jemals zum Zweck kämen. Für weiſe Regenten kann dies auch nie ein Zweck werden, eben weil in der ganzen fruchtloſen Bemühung kein Verſtand iſt. — Unendlich ſchöner iſt das Werk, der Natur nachzugehen, und auf ihre Zeiten zu merken, Kräfte zu wecken, wo irgend ſie ſchlummern, Gedanken, Thätigkeit, Erfindung, Luſt, und Liebe zu befördern, in welchem Felde nützlicher Beſchäftigungen es auch ſeyn möge. Endlich kommt die Nothwendigkeit, und treibt mit einem eiſernen Scepter; wer der Vernunft, und Billigkeit dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor, und darf oft mit Oberons Lilienſtabe nur winken, ſo ſprießen hier ſtatt der verwelkten neue Blumen, ſo reifen dort, wenn die Blüthenzeit vorüber iſt, nährende Früchte.

HERDER.

Ich finde, daß leichtſinnige, irreligiöſe Meynungen, indem ſie je mehr, und mehr unter Leuten von der groſſen Welt, nach welchen ſich die übrigen zu richten pflegen, Liebhaber

finden, und sich in die Modebücher einschleichen, alles zu der *Generalrevolution*, von welcher Europa bedrohet wird, zu bereiten, und die Zerstörung alles dessen vollenden helfen, was von den edlen Grundsätzen der Griechen, und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Wesens, und die Sorge für die Nachwelt ihrem eignen Glück, ja selbst dem Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben ist. Der *Gemeingeist* vermindert sich außerordentlich, kommt je mehr und mehr aus der Mode, und wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört, von einer guten Moral, und der wahren Religion, wie selbst die gesunde Vernunft sie uns lehrt, unterstützt zu werden. Sogar die besseren von der entgegengesetzten Seite nehmen kein anderes Prinzipium mehr als die *Ehre* an. Bey ihnen aber heist ein *Mann von Ehre* schon der, der nichts thut, was sie für niederträchtig halten. Und wenn sogar einer aus Laune, oder um seine Ehrfucht zu befriedigen, Ströme Blutes vergiessen, und alles über einander werfen würde: so wäre ihnen alles das nichts, und selbst ein Herostrat würde ihnen ein Held seyn. Laut macht man sich über die Liebe des Vaterlandes lustig; laut macht man die lächerlich, die für das allgemeine Beste sorgen; und zeigt jemand in der reinsten Absicht die traurigen Ausichten, die sich uns für die Zukunft eröffnen, so ist die Antwort: „laß diese für sich

forgen.“ — Leicht aber dürften solche Leute das Unglück erfahren, welches sie bloß für andere aufbewahrt glauben. Kommt man dieser epidemischen Krankheit noch in Zeiten vor: so lassen sich ihre Folgen vielleicht noch hemmen. Nimmt sie aber überhand, *so wird die Vorsicht die Menschen gerade durch die Revolution, die daraus entstehen muß, beilen, und was auch kommen mag, am Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob dieß gleich ohne Züchtigung derer, die durch ihre bösen Handlungen wider ihren Willen zur Beförderung des Guten beytragen, weder erreicht werden wird, noch erreicht werden kann.*

LEIBNITZ.

Der bürgerliche Werth des Menschen, und die gesellschaftliche Brauchbarkeit aller seiner Kräfte ruhet auf Einrichtungen, Sitten, Erziehungsarten, und Gesetzen, die ihn in seinem Innersten umstimmen, um ihn ins Gleis einer Ordnung, die wider die ersten Triebe seiner Natur streiten, und dahin zu bringen, daß er beym Werke seines bürgerlichen Lebens eine das Innerste seiner Natur befriedigende Laufbahn finde, und an einer Kette nicht verwildere, welche die ersten Triebe seiner Natur mit unerbittlicher Härte beschränkt, und mit eiserner Gewalt etwas anders aus ihm zu machen beginnet, als das ist, wozu ihn seine Naturtriebe mit der ganzen Gewalt unwillkührlicher Reize hinreißen. —

Der Mensch ist deshalb überall in dem Grade, als ihm der Genuß von solchen Einrichtungen, Anstalten, Sitten, Erziehungsarten und Gesetze mangelt, ein unbefriedigter Naturmensch, mit allen Fehlern dieses Zustandes, und bleibt trotz seines ganzen äußerlichen Bürgerlichkeitsmodells, das schwache, gefährliche Geschöpf, das er im Walde ist. Er ist in diesem Zustand der Gesellschaft so wenig nütz, als sie vor ihm sicher. Auf der andern Seite hat auch er eben so wenig einen befriedigenden Genuß von ihr, und es wäre ihm, wenn er mitten in der bürgerlichen Gesellschaft von ihr verwahrloset, wild aufwächst, gewiß besser; er könnte seine nichtigen Tage ungehemmt und ungefesselt im Walde dahin leben, als Bürger eines Staates zu seyn, und aus Mangel bürgerlicher Bildung am Fluch einer Kette zu sterben (verkümmern), die ihm das Gefühl der Rechte seiner Natur von allen Seiten verwirrt, das Befriedigende seiner thierischen Triebe in allen Theilen beschränkt, und ihm nichts dagegen giebt, als die Forderung zu seyn, was weder Gott noch Menschen aus ihm gemacht haben.

Indessen ist nichts weniger leicht, als dieses zu leisten, und den Menschen durch das Band der bürgerlichen Gesellschaft glücklich zu machen. Es fordert die ganze Weisheit eines den Menschen tiefkennenden Gesetzgebers, ihm beym daurenden Widerspruch seiner ersten Triebe, die

Unterwerfung unter die Bedürfnisse der öffentlichen Ordnung angenehm zu machen.

Eine jede Lücke in der bürgerlichen Ordnung, ein jeder Anstofs im gesellschaftlichen Leben, eine jede Ahndung, durch Gewalt oder durch List, seine natürliche Freyheit zu behaupten, und auſser dem Gleis der bürgerlichen Ordnung zur Befriedigung seiner Naturtriebe gelangen zu können, das alles facht in jedem Fall den Funken der Empörung gegen diese Kette, der tief in unserer Natur liegt, wieder an; das Alles belebt in jedem Fall, die nie in uns sterbenden Keime unserer ersten Triebe von neuem, und schwächt eben so in jedem Fall die Kräfte unserer bürgerlichen Bildung, die diese Triebe beschränken. Indessen fordert das Wesen der bürgerlichen Verbindung, daß jede Gesetzgebung dahin lenke, die Menschen von den Grundschwächen ihres Naturlebens zu heilen, und sie hingegen im Kreise ihrer bürgerlichen Verhältnisse thätig, bedächtlich, muthvoll, vorsichtig, und in ihrem Zutrauen sowohl, als in ihrem Mißtrauen sicher, zu bilden, und sie dahin zu bringen, *aus Ueberzeugung ihres bessern Vortheils auf der Bahn des bürgerlichen Verdienstes, und in den Schranken des bürgerlichen Rechts die Befriedigung von Trieben zu suchen, denen der Mensch in der Robeit seines unbürgerlichen Zustandes mit unbedingter Begierde nachstrebt.*

Geschieht dieß nicht, so kann es nicht anders seyn, als daß Sicherheit, Freyheit, Eigenthum und Gerechtigkeit allenthalben ein Traum werden, um das heilige Recht zu einer armseligen Nothjagd gegen verwilderte Thiermenschen, und die armseligste Galgen- Rad- und Galeeren-Gerechtigkeit zum wesentlichen Staatsbedürfnis, um an solchen Orten den Mangel der bürgerlichen Bildung des Volks zu ersetzen, die zum Naturleben privilegirten Stände in ihrem Recht zu schützen, ihnen mitten in allem Greuel ihrer Unbürgerlichkeitsfünden Rang, Übergewicht und Gewalt sicher zu stellen, und indeß die niedern Staatsbürger vor gleichen Ungebürlichkeitsfehlern mit der ganzen Kraft der öffentlichen Gewalt zurück zu halten, und allfällig auch zurück zu metzeln; wodurch denn aber freylich das Volk natürlicher Weise dahin kommt, durch die Umwege des Betrugs, der Verstellung und eines hündischen Kriechens die Befriedigung der Triebe zu erzielen, wozu ihnen weder durch bürgerliches Verdienst, noch durch offene Gewalt zu gelangen möglich wird, indem ihnen für das erste bürgerliche Bildung und bürgerliche Ordnung mangelt, und für das zweyte der Weg dazu durch eine solche Armen-Gerechtigkeit ihnen versperrt wird.

PESTALOZZI.

Leise und unsichtbar geht die Natur gewöhnlich ihren steten Gang, wenn sie das zerstörte wieder herstellen, die todte Schöpfung beleben, und Wesen durch alle Stufen, und Zwischenstufen zur Reife bringen will. Alles scheint zu ruhen, und alles wirkt rastlos fort. Nur das vollendete Werk zeigt von der Arbeit, durch die es ward. Manchmal trifft man auch Zeiten, wo durch Sturm, und Donner gewirkt wird, wo sich Leben, und Segen in der Gestalt von Zerstörung entwickelt; wo zerrüttetes Gleichgewicht nicht anders, als unter Zittern der Erdbe-
wohner in Ordnung gebracht werden kann.

EWALD.

Die einzig wahre Philosophie ist allgemein gültig, für alle Menschen dieselbe, die alle Sekten, und Partheyen in ihrem Gebiete unmöglich macht, in wie ferne sie in ihren Prinzipien nichts anders ist, und seyn kann, als die reine weder durch Mangel noch durch Überfluß fehlerhafte Kenntniß der ursprünglichen, allen Menschen gemeinschaftlichen, und bey aller Verschiedenheit der Organisationen, Temperamenten, Erziehungsarten u. s. w. in jedem Menschen auf dieselbe Weise vorhandenen Gesetze, an welche sie durch die aller Erfahrung zu Grunde liegenden, und in so ferne von aller Erfahrung unabhängigen Vermögen des Gemüths gebunden sind. — Von dieser Philosophie läßt sich unter den redlich gefinnten

Selbstdenkern, diejenige Eintracht erwarten, ohne welche dieselbe einander immer entgegen arbeitend, die ihnen zukommende Lenkung der öffentlichen Überzeugung sich selbst vereiteln müssen, und durch welche ein Volk allein zu derjenigen bestimmten, und festen Überzeugung gelangen kann, die den Charakter der mit sich selbst einstimmigen gemeinschaftlichen Vernunft, und des allgemeinen Willens hat. — Eine solche öffentliche Überzeugung muß, sobald sie einmal vorhanden seyn wird, alle gewaltsame Revolutionen unnöthig, und unmöglich machen; — sie muß bey was immer für einer äußern Regierungsform den ihr allein gebührenden innern Charakter der gesetzgebenden Macht annehmen, und die Regenten unter was immer für einer Benennung auf die Funktion der ausübenden Gewalt unter die allgemeine gesetzgebende Vernunft einschränken.

Wenn endlich nach einem langwierigen Kampfe von innen, und außen, nach vielen Revolutionen, und durch Erfahrungen, die den Unterdrückern eben so theuer zu stehen kommen, als den Unterdrückten, die Lenker der Staaten ihren eignen Vortheil nach, und nach besser verstehen lernen; wenn sie einzusehen anfangen, daß sie denselben nur durch Beförderung des Vorthails ihrer Untergebenen, und durch Schonung des Vorthails fremder Staaten sicher stellen können; dann erst, und in eben

dem Verhältnisse kann sich die moralische Gesinnung entwickeln, die so lange gebunden bleibt, als die Menschheit entweder mit den Elementen, oder mit sich selbst um ihre bloße Existenz zu kämpfen genöthiget ist.

REINHOLD.

Der Staat ist blos eine Anstalt zu der Reife der Menschheit, und ein asiatisches Mittel, die Menschen zum Rechtthun anzulocken und zu zwingen; das also unwirksam werden muß, wenn der Mensch Willen und Kraft hat, stets der Forderung des uneigennützigen Triebes gemäß zu leben. Da jede fremde Triebfeder, die mehr, als das bloße Geboth oder Verboth der Vernunft zur Wirksamkeit des Sittengesetzes anwendet, dasselbige erniedrigt und entheiligt, so ist es Pflicht darauf hinzuarbeiten, alle Stützen, die jetzt äußere moralische Gebrechlichkeit und Verderbtheit nothwendig macht, zu untergraben, und wegzunehmen, und also Furcht und Hoffnung als der Vernunft fremde, und einzig und allein auf die Sinnlichkeit wirkende Triebfedern unwirksam, und entbehrlich zu machen. Alle Antriebe zum Guten von aussen bringen Legalität, aber keine Moralität hervor. Die Vernunft bestimmt also dem Staate den Untergang, sobald der Mensch moralisch-mündig ist, und sich allein regieren kann. Jetzt reift das Menschengeschlecht diesem Ziele durch den

Staat entgegen. Ein Pfeiler nach dem andern, den entweder Vorurtheil oder Ungerechtigkeiten errichteten, fällt weg, um dem Staate wenigstens das Gepräge der Vernunftthätigkeit aufzudrücken.

DER VERF. *d. Untersuchung a. d. Natur-Staats- und Völkerrecht.*

Die Anhänglichkeit an Gesetze kann, wenn sie blind ist, das heisst, wenn sie nicht, auf dem innern Werthe der Gesetze und der deutlichen Einsicht dieses Werths, beruht, nicht fort-dauern, sobald der Mensch aufgeklärt wird. Dieß eben giebt der Anklage gegen die Aufklärung einen Schein, daß mangelhafte Gesetze, die bey einem unwissenden Volke heilig waren, bey einem einsichtsvollen wankend werden. Jedoch der Fortgang der Menschen, von der Unwissenheit zur Erkenntniß, wenn er auch gewisse Gefahren mit sich brächte, ist doch so natürlich und unvermeidlich, daß es vergeblich wäre, — und er hängt zugleich mit den höchsten Zwecken der Natur so augenscheinlich zusammen, daß es frevelhaft wäre, ihn zu stören. In dem Laufe jenes Fortgangs giebt es allerdings Zeitpunkte einer Krise, wo die Vernunft, einsichtsvoll genug, alte fehlerhafte Gebäude der Staatskunst und der Sitten zu zerstören, noch nicht den Grad von Erleuchtung besitzt, der nöthig ist, um neue vollkommnere aufzubauen.

Und unser Zeitalter scheint gerade in eine dieser kritischen Perioden gefallen zu seyn. Da sich indess der, ins Unendliche fortlaufende, Weg der menschlichen Entwicklung nicht mit unserm Zeitalter endigt: so ist noch nicht alle Hoffnung verschwunden, daß diese Schwierigkeiten werden überstiegen werden, — und daß die Menschen, die mit ihren Kenntnissen so weit vorgerückt sind, daß viele der Vorurtheile, durch welche sonst die Ruhe der Staaten gesichert wurde, ihren Einfluß verlohren haben, zuletzt entweder zur Entdeckung des wahrhaft Guten, im Fache der Gesetzgebung, oder bis zu einem *vernünftigen* Gehorsam gegen unvollkommne Gesetze, und zu einer allmählichen ruhigen Verbesserung derselben, durchdringen werden.

GARVE.

Wenn nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten ein Reich auf Erden seyn wird, worin die Tyranney der Könige, der Übermuth der Großen, und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beyde endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe seyn werden, daß in einem Augenblicke alle unterdrückten Augen sich öffnen, und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche aber immer gerechte Nemesis ihren Diamantnen Zaum in der

einen, ihr haarscharfmessendes Maafs in der andern Hand auf den Thron des Olympus herabsteigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat; und im Taumel seines Übermuths keine andere Gesetze erkennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften, und Launen. — Eine goldnere Zeit als die saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten; allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen; und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde, und des Olympus seyn.

WIELAND.

Wenn es nicht in den Schicksalen des Menschengeschlechts ist, daß eine Revolution Stand halten soll, die Menschen werden es nicht durchsetzen, die es nicht *wollen* und nicht *können*, weil es ihnen an Humanität, d. h. an Erkenntniß und Sinn fehlt. Aber dem Schicksal traue ich noch viel zu! — Sollte es anders ausfallen als ich denke, so bin ich indess ruhig, und von jener heftigen Anwandlung geheilt, in der ich einst sagte: Es könne und dürfe nicht übel ablaufen, ohne alle Begriffe von moralischem Zusammenhang bey mir aufzuheben. Ich sehe diesen doch

auch alsdenn noch, und beym Himmel! ich trotze auf die *Vortreflichkeit der Menschennatur*, daß sie nicht ganz zu Grunde geben kann. — Alles zu frühzeitige Pfuschen ins Handwerk der Vorsehung, so wie der Natur kann nur *das Gute verrücken*.

G. FORSTER.

Ich muß zur Ehre der Philosophie gestehen, daß sie allein im Stand ist, anzugeben, was sowohl in den öffentlichen Geschäften, als auch in dem gemeinen Leben, der Gerechtigkeit, und dem Besten des Ganzen gemäß ist; und daß folglich das menschliche Geschlecht nur dann aus seinem Elend erlöst werden wird, *wann wahre Philosophen die Angelegenheiten der Menschen besorgen*, das heißt *regieren*, oder wann die Gottheit es verhängt, daß die, welche das Regiment durch ihr Ansehen, und ihre Gewalt, schon in ihren Händen haben, anfangen, wahrhaftig zu philosophiren.

PLATON.

Es kommt einmal ein goldnes Zeitalter, das jeder Weise und Tugendhafte schon jetzt genießet, und wo die Menschen es leichter haben, gut zu leben, weil sie es leichter haben, überhaupt zu leben — wo Individuen, aber nicht Völker sündigen — wo die Menschen nicht mehr Freude (dann diesen Honig ziehen sie aus

jeder Blume und Blattlaus) sondern mehr Tugend haben — wo das Volk am Denken, und der Denker am Arbeiten Antheil nimmt, damit er sich die Heloten erspare — wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt, und nur zuweilen mit dem Pfluge Kanonenkugeln aufackert.

Wenn diese Zeit da ist: so stockt beym Übergewicht des Guten die Maschine nicht mehr durch Frikzionen. — Wenn sie da ist: so liegt nicht nothwendig in der menschlichen Natur, daß sie wieder ausarte, und wieder Gewitter aufziehe: denn bisher lag das Edle bloß im fliehenden Kampfe mit dem übermächtigen Schlimmen; so wie es auch auf der heißen St. Helenen Insel keine Gewitter giebt. —

Wenn diese Festzeit kommt: dann sind unsere Kindes Kinder — nicht mehr. Wir stehen am Abend und sehen nach unserm dunkeln Tag die Sonne durchglühend untergehen, und uns den heitern stillen Sabbathstag der Menschheit hinter der letzten Wolke versprechen; aber unsere Nachkommenschaft geht noch durch eine Nacht voll Wind und durch einen Nebel voll Gift, bis endlich über eine glücklichere Erde ein ewiger Morgenwind voll Blüthengeister vor der Sonne ziehend, alle Wolken verdrängend, an Menschen ohne Seufzer weht. Die Astronomie verspricht der Erde ein ewiges Frühlingsäquinocmium; und die Geschichte verspricht ihr

ein höheres: vielleicht fallen beyde ewige Frühlinge in einander. —

Wir niedergefenkte, da der Mensch unter den Menschen verschwindet, müssen uns vor der Menschheit erheben. — Wenn ich an die Griechen denke, so seh' ich, daß unsere Hoffnungen schneller gehen als das Schicksal. — Wie man mit Lichtern zu Nachts über die Alpen von Eis reiset, um nicht vor den Abgründen und vor dem langen Wege zu erschrecken: so legt das Schicksal Nacht um uns, und reicht uns nur Fackeln für den nächsten Weg, damit wir uns nicht betrüben über die Klüfte der Zukunft und über die Entfernung des Ziels. — Es gab Jahrhunderte, wo die Menschheit mit verbundenen Augen geführt wurde — von einem Gefängniß ins andere; — Es gab andere Jahrhunderte, wo Gespenster die ganze Nacht polterten und umstürzten, und am Morgen war nichts verrückt; es kann keine andern Jahrhunderte geben als solche, wo Individuen sterben, wenn Völker steigen, wo Völker zerfallen, wenn das Menschengeschlecht steigt. Wo dieses sinkt, stürzt, endigt mit der verstiebenden Kugel. . . Was tröstet uns? —

Ein verschleiertes Auge hinter der Zeit, ein unendliches Herz jenseits der Welt. Es giebt eine höhere Ordnung der Dinge, als wir erweisen können — es giebt eine Vorsehung in der Weltgeschichte und in eines jeden Leben, die

die Vernunft aus Kühnheit läugnet und die das Herz aus Kühnheit glaubt — es muß eine Vor-
 fehung geben, die nach andern Regeln, als wir
 bisher zum Grunde legten, diese verwirrte Erde
 verknüpft als Tochterland mit einer höhern Stadt
 Gottes — es muß einen Gott, eine Tugend,
 und eine Ewigkeit geben.

HIPPEL.

— — — — Vollendet wird
 Erst dann der prächtige Bau vom Boden sich
 erheben,
 Wenn einft die Hand der *Stärke* an den Plan
 der *Weisheit*
 Gefesselt ist vom sanften Band der *Schönheit*;
 Wenn zu dem frohen Chor der Grazien
 Die ernste Nemesis sich schweesterlich gesellt,
 Und durch veredelten Geschmack am Reiz des
 Guten,
 Durch jenen heiligen Geist, um den wir täg-
 lich beten,
 Sich endlich die Vernunft zum Herrn der
 Sinnlichkeit
 Empor geschwungen hat! — — —

I. I. MNIOCH.

T O D.

Unbekannt ach! ist die Todesgrenze dem Sterblichen! — Aber jeden Frevel, hier in Jupiters Reiche verübt, richtet dort unten im Schattenreich Einer, der mit unerbittlichen Zwange sein Urtheil fällt. Doch den Redlichen strahlet dort, Nächte nicht minder als Tage, beständig die Sonne.

Wem es gelang — hier und dort — sein Herz jedes Frevels rein zu bewahren, — vollendet hat der Jupiters Bahn zum Schlosse Saturns. Hier umfäufeln linde Lüfte des Meers die Insel der Seligen. Hier blinken goldne Blumen auf den Auen, und herab von den glänzenden Bäumen, und im nährenden Bach. Kränze flechten sie daraus, und umschlingen Locken und Arm damit.

PINDAR.

Zur Erde wandelt, was auch die Erde zeugt,
Und was vom Himmel stammt zur Höhe des
Himmels hinüber.

EURIPIDES.

P

Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wissen, daß der Tod den Schlimmsten, wie den Besten gemein sey? denn der Tod verläumt die Bösen so wenig als er die Guten schonet; er beweist sich vielmehr gegen alle gleich. — Unfre Natur kann den Krankheiten und dem Alter nicht widerstehen, und der Genius, dem die Bestimmung unsers Schicksals zu Theil ward, ist unerbittlich. Drum sollte man die für die Seligsten achten, welche *für das größte und Herrlichste kämpfend* ihr Leben endigten; die es nicht dem Zufall überliessen, über sie zu entscheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, sondern den schönsten wählten. — Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; besungen aber als Unsterbliche, wegen ihrer Seelengröße.

LYSIAS.

Wenn die Elemente, aus welchen wir zusammengesetzt sind, einmal aufgelöst, und das Geistige in uns, die Seele in ihr eigenthümliches Gebiet zurückgesetzt worden, so ist das, was man den Leib nennt, jene irdische vernunftlose Substanz, nicht der Mensch. Denn was *wir* sind, das ist die Seele, das unsterbliche Lebendige, die in eine sterbliche Hülle eingeschlossen ist. Die Natur hat sie mit dem Leib wie umkleidet, daß sie durch ihn unangenehme Empfindungen erfahren sollte. Die Wollust, die er genießt, ist

trüglicher Schein, vorbeysrauschend, und mit mannigfaltigen Schmerzen untermischt: Sein Weh wirklich, anhaltend und ohne alle Lust. Noch hat sie ihm Krankheiten und manches, was die äußern Sinnenwerkzeuge quälen muß, anbedungen, wozu sich auch die innern Übel gesellen. Diesen von allen Seiten her zugänglich, in einem nothwendigen Kampfe mit ihnen, schwächtet und dürrt die Seele nach den ihr verwandten Lichtraumen des Himmels und strebet hinauf nach dem Leben und der harmonischen Gemeinschaft unter den Sphären dort oben; so, daß der Übergang von diesem Leben eine Umwandlung vom Bösen ins Gute wird.

ÄSCHINES, *der Sokratiker.*

Hier schläft Saon heiligen Schlaf! daß der
Redliche sterbe,
Sage nicht! denn der Tod eines Gerechten ist
Schlaf.

KALLIMACHUS.

Welches Interesse hat nicht die Geschichte des Theramenes für mich! mit welcher erhabenen Seele erscheint er darin! Zwar beym Lesen derselben kann ich meine Thränen nicht zurückhalten; und doch stirbt der ruhmvolle Mann gar nicht auf eine klägliche Art. Auf Befehl der dreysig Tyrannen ins Gefängniß geworfen, schlürft er das Gift, wie wenn er Durst darnach

hätte, und schüttet das übrige aus dem Becher auf dem Boden, daß es tönt. Er lächelt dabey: „*ich bringe dieses*,“ sagt er, *dem schönen Kritias zu.*“ Es ist nämlich Sitte der Griechen bey Gastmahlen, denjenigen zu nennen, dem man den Becher bringen will; und Kritias war der heftigste Feind des Theramenes. — Der vortreflichste Mann scherzte also noch im letzten Augenblicke seines Lebens, zu einer Zeit, wo er den Tod schon in sich geschlungen hatte, und prophezeite richtig dem, welchem er das Gift zugetrunken, den Tod; welchen dieser kurz darauf starb. Diesen Gleichmuth der entschlossenen Seele, mitten im Tod, wie könnte derjenige ihm loben, welcher den Tod für ein Übel hielte? —

Wenige Jahre darnach kommt Socrates durch das nämliche Verbrechen von Richtern, wie Theramenes durch das von Tyrannen, in das nämliche Gefängniß, und trinkt den nämlichen Becher. Höre nun die Rede, welche ihn Plato, als er schon zum Tode verurtheilt war, vor seinen Richtern halten läßt: „Ich habe große Hoffnung, ihr Richter, sagt er, daß es mir gut gehe, da ich dem Tode übergeben werde. Denn eins von beyden muß nothwendig seyn; entweder nimmt der Tod überhaupt alle Empfindung, oder man geht durch den Tod aus dieser Welt an einen andern Ort. Wird nun alle Empfindung zernichtet und ist der Tod dem Schlafe

ähnlich, der zuweilen auch ohne Träume, die sanfteste Ruhe gewährt; gute Götter! welcher Gewinn ist es dann zu sterben; oder wie viele Tage im Leben könnte man finden, die man einer solchen Nacht vorziehen möchte! und wer ist seliger, als ich, wenn die ununterbrochene Dauer aller folgenden Zeiten dieser Nacht ähnlich ist! Ist aber die andere Meynung wahr, und ist der Tod nur ein Auswandern nach denjenigen Gegenden, welche die abgeschiedenen Seelen bewohnen; nun so ist es noch viel seliger für mich, denen, welche hier für Richter angesehen seyn wollen, entgangen zu seyn, und zu jenen zu kommen, welche mit Recht den Namen Richter verdienen, zu einem Minos, Rhadamanthus, Äakus, Triptolemus; und die anzutreffen, welche gerecht und gewissenhaft gelebt haben. Eine solche Reise — kann sie euch unbedeutend scheinen? oder könnt ihr es gering achten, mit Orpheus, Musäus, Homer, Hesiodus umgehen zu dürfen? Ich wenigstens wollte gern, wenn es möglich wäre, eines vielfachen Todes sterben, um die Freuden zu finden, von welchen ich so eben sprach. Aber welches reizende Vergnügen wäre erst das für mich, wenn ich einem Palamedes, einem Ajax, oder andern, die unter dem Urtheile ungerechter Menschen gelitten haben, begegnete! Auch würd' ich die Kenntnisse und Erfahrungen eines Sisyphus, eines Ulysses, und des königlichen Anführers, wel-

cher das größte Heer vor Troja gebracht hat, ausforschen, und wegen Fortsetzung dieser, hier schon gehabten Gewohnheit gewiß nicht zum Tode verurtheilt werden. Aber auch ihr, ihr Richter, die ihr mich frey sprecht, fürchtet den Tod nicht. Denn einem rechtschaffenen Mann kann nie etwas Böses begegnen, weder im Leben, noch im Tode, und nie werden seine Angelegenheiten der waltenden Aufsicht der unsterblichen Götter entgehen. Ist doch meine eigene gegenwärtige Lage kein Werk des Zufalls. Übrigens habe ich keinen Grund, weder über meine Ankläger, noch über meine Verurtheiler ungehalten zu seyn, es müßte denn seyn, daß sie mir zu schaden geglaubt haben.“ So ohngefähr sprach Socrates. Aber nichts ist schöner, als der Schluss seiner Rede. „*Es ist Zeit, sagt er, zu geben, für mich, um zu sterben, für euch, um thätig für dieses Leben zu seyn. Welches das bessere ist, wissen die unsterblichen Götter; ein Mensch dürfte schwerlich es wissen.*“ — Bey Gott! eine solche Gesinnung wünschte ich mir unendliche mal mehr als die Glücksumstände aller derer, welche über einen Socrates gerichtet haben. — Übrigens, welches besser sey, weiß er selbst wohl, wenn er gleich sagt, aufser den Göttern wisse es Niemand. — Wir hingegen wollen nun uns das zum Grundsatz machen, nichts für ein Übel zu halten, was die Natur als Loos für alle bestimmt hat, und einsehen

lernen, dafs, wenn der Tod ein Übel ist, das Übel endlos sey. —

CICERO.

Diejenigen, welche tugendhaft gelebt, dürfen den Tod gar nicht fürchten. Wer einen ehrenvollen Tod stirbt, hat lange genug gelebt, und trägt nicht allein den Beyfall der Menschen, sondern eine immerwährende Glückseligkeit zum Preise davon. Diese Glückseligkeit ist nun desto gröfser und inniger, je mehr er sich seiner Pflichten und eines ruhmvollen Lebens beflissen hat. Und, in der That, da der Mensch zur nützlichen Thätigkeit gebohren, und deswegen mit Vernunft und Verstand vor allen andern lebenden Erdgeschöpfen begabt ist; worin sollte er sonst, als in edlen Handlungen seinen Ruhm und seine Glückseligkeit finden? Sollte er seinen edlen Ursprung vergessen? Nein? der hat sich nie vergessen, der darf den Tod nicht fürchten, der recht gelebt hat, der viele Zeugen seiner Thaten hinterläfst. Wie sehr muß sich die Seele eines solchen nicht freuen, wenn sie von dem Körper befreyt, sich nun zu dem himmlischen Glanze und den ewigen Wohnungen aufschwingt, woher sie gekommen ist! Gewifs wir haben Seelen von göttlicher Kraft erfüllt, die aber in dieser Erdmasse eingeschlossen, durch die Schwere derselben niedergedrückt werden.

== Wie vortreflich ist es aber, von den drü-

ckenden Beschwerden des Lebens befreyt zu werden, mitten unter Schmerzen und Qualen einzuschlummern, und gleichsam als losgegeben, aus dem engen Kerker des Lebens; in die angenehme lachende Wohnung wieder heimzukehren!

CICERO.

Der Quästor, der von Nero den Befehl des Todes an Thrasea zu bringen, geschickt war, fand den grossen Mann mit dem Philosophen Demetrius in einem Gespräch über die göttliche Natur der Seele begriffen. Er tröstete alle Gegenwärtigen, die sein Schicksal laut beweinten. Seiner Arria, die nach dem Beyspiel ihrer Mutter Arria dem Gemahle auch im Tode folgen wollte, machte er die Erhaltung ihres Lebens zur Pflicht, und bat sie, der einzige übrigbleibende Trost der gemeinschaftlichen Tochter zu bleiben. Hierauf gieng er mit Helvidius und Demetrius in die Kammer, reichte die Adern beyder Arme dar, und nachdem das Blut floss, spritzte er es über den Boden hin, rief den Quästor näher zu sich, und sagte: *Laßt uns es weihn Jupitern dem Befreyer!*

TACITUS.

Wahrlich, wer seiner Vernunft, oder dem Genius in ihm, wer den Heiligthümern der Tugend den Vorrang läßt, der wird leben, ohne

den Tod weder zu suchen noch zu fliehn. — Sollte er in diesem Augenblicke auswandern müssen; so wird er eben so leicht und gern abscheiden, als wenn er sonst etwas zu thun hätte, was er mit Ehre und Anstand thun könnte. Nur das einzige vermeidet er sein ganzes Leben hindurch, daß nämlich sein Geist nicht die Flucht ergreife, wenn von den eigenthümlichen Kennzeichen eines denkenden und geselligen Wesens die Rede ist.

Wie klein ist das Theilchen, das von der endlosen unausdenkbaren Zeit, jedem unter uns abgemessen wird, plötzlich ist es von der Ewigkeit verschlungen! — wer nur das als ein Gut betrachtet, was zu rechter Zeit kommt, und es übrigens für gleichgültig hält, ob er eine größere oder geringere Anzahl von vernunftgemäßen Thaten habe ausüben, für einerley, ob er die Welt einen längern oder kürzern Zeitraum hindurch habe beobachten können, dem ist der Tod nicht schaudervoll.

Mensch! in diesem großen Staate bist du ein Bürger gewesen. Was liegt daran, wenn auch nur fünf Jahre hindurch? Gilt ja doch das, was gesetzmäßig ist, dem Einen wie dem Andern. Und was ist's denn auch Schreckliches, wenn du — nicht etwa durch einen Tyrannen, nicht durch einen ungerechten Richter, nein — durch eben die Natur, die in diesen Staat dich eingeführt hat, wieder hinausgesendet wirst? Nichts

Schrecklicheres, als wenn ein Schauspieler durch den Prätor, der ihn angestellt hatte, von der Bühne wieder entlassen wird. — „Aber ich habe meine Rolle noch nicht fünf, sondern erst drey Aufzüge hindurch, gespielt.“ Genug, du hast sie trefflich gespielt, und im Leben sind ja drey Aufzüge, schon ein vollständiges Schauspiel. Denn den Schluss desselben bestimmt immer nur der, welcher einst Urheber deiner Organisation war, und es jetzt von ihrer Auflösung ist. Von beyden bist du der Urheber nicht. *Walle denn freundlich von dannen! Auch der ist freundlich der dich entläßt.*

MARC-AUREL-ANTONIN.

Sterben heist der Natur ihr Darlehn zurückgeben, gleich feig ist, wer sterben will, wenn ihm Pflicht zu leben befiehlt, als wer zu sterben zagt, wenn es Zeit ist.

JULIAN, der Kayser.

Der Mensch ist für die Ewigkeit erschaffen. — das Hinstrecken auf die Todenbahre ist ein Hinschlummern, daß der Körper ausruhe. — Das zukünftige Leben ist ein Erwachen aus diesem Schlummer.

ABIL-OLA, der arabische Dichter.

Was man der Menschheit that durch edle grofse Gaben, das bleibt im Tode nur.

SCHRIKH MOSLANDHIN SADI.

Meine Thränen, Ryno, sind für den Toden, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. — Eng ist nun deine Bewohnung, o Morar, finster deine Stätte! mit drey Schritten mests' ich, dein Grab o du! der du ehe so groß warest! Nur Steine mit moosigen Häuption sind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter hast du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt ist, die dich gebahr, gefallen die Tochter von Morglan. — Tief ist der Schlaf der Toden, niedrig ihr Kissen von Staube. — O wann wird es Morgen im Grabe! zu biethen dem Schlummerer; Erwache!

OSSIAN.

Das ganze Leben der Menschen, auch noch so ausgespannt, ist gleich einem einzigen, kaum ganzen Tag. Stelle dir oft jenes Gleichniß des Aristoteles vor: An den Fluß Hypanis, welcher von der europäischen Küste in den Pontus fließt, werden gewisse Thierchen gebohren, die nur einen Tag leben, die beym Aufgang der Sonne sterben, sterben als Jünglinge, um den Mittag als Erwachsene, und mit dem Untergang der Sonne, besonders um den längsten Tag, als abgelebte Greise. Vergleiche unsere ganze Lebenszeit, ob sie viel länger sey.“ — Dieser

Spruch, eben weil er so wahr ist, hat sich schon längst von den Gelehrten auch unter den grossen Haufen verbreitet. Hast du nicht bemerkt, dass es bey den rohesten, unwissendsten Leuten eine gemeine Redensart geworden, von einem Knaben zu sagen, „dem geht die Sonne auf;“ von einem Manne, „dieser ist am Mittag;“ und von einem abgelebten Greise, „mit dem geht's zu Abend, und Sonnenuntergang,“ dies bedenke bey dir selber. Dergleichen Betrachtungen werden dich die Geringschätzung alles dessen, was man gewöhnlich gross nennt, lehren, und einen andern Lebensweg zeigen, den du ergreifen sollst. Fragst du, was ist das für ein Weg? wie gelange ich zu ihm? so antworte ich dir: lange Ermahnungen bedarfst du nicht; höre nur die Stimme deines fort und fort rufenden und dich ermahnenden *Genius*: dies ist der Weg ins Vaterland!“

FR. PETRARCHA.

An nichts denkt der freye Mann (der das Gute unbedingt will) weniger, als an den Tod; seine Weisheit forscht mehr nach dem, was Leben als was Tod ist.

SPINOZA.

Lebensfunke, vom Himmel entglüht,
Der sich abzuwinden müht!
Zitternd-kühn, vor Sehnen leidend,

Gern und doch mit Schmerzen scheidend —
 End', o end' den Kampf, Natur!
 Sanft ins Leben
 Aufwärts schweben,
 Sanft hinschwinden laß mich nur.
 Horch! mir lispeln Geister zu:
 „Schwester Seele! komm zur Ruh!“
 Ziehet was mich sanft von hinnen?
 Was ist's, das mir meine Sinnen,
 Mir den Hauch zu rauben droht?
 Seele sprich, ist das der Tod?
 Die Welt entweicht! Sie ist nicht mehr!
 Harmonien um mich her!
 Ich schwimm im Morgenroth —
 Leih', o leih' mir eure Schwingen,
 Ihr Brüder-Geister! helft mir fingen:
 O Grab, wo ist dein Sieg? Wo ist dein Pfeil,
 o Tod?“

A. POPE.

Der Tod ist des Lebens Krone. Wäre der
 Tod versagt, so würde der arme Mensch umsonst
 leben — so würde Leben nicht Leben seyn —
 so würden sogar Thoren zu sterben wünschen.
 Der Tod verwundet um zu heilen. Der König
 des Schreckens ist der Fürst des Friedens. O
 wann soll ich der Eitelkeit — dem Tode abster-
 ben — um ewig zu leben! —

E. YOUNG.

Cicero sagt; Philosophiren sey nichts anders als sich auf dem Tod bereiten, das heist eben so viel als: Studiren, und tiefe Betrachtungen versetzen gewissermaassen die Seele in eine höhere Sphäre, und geben ihr eine unkörperliche Pflege, welches eine Art von Schule und Ähnlichkeit des Todes ist: oder es heist auch so viel, daß alles Nachdenken, alle Weisheit dieser Welt, sich endlich in den einen Punkt auflöse, uns zu lehren, den Tod nicht fürchten.

MONTAIGNE.

Wären wir hier unsterblich, so würden wir die elendesten Geschöpfe seyn. Es ist hart zu sterben, allein es ist süß zu hoffen, daß man nicht immer leben und ein besseres Leben die Mühe und Noth des gegenwärtigen endigen werde. — Wer würde das traurige Geschenk der Unsterblichkeit auf dieser Erde annehmen wollen? Welche Hoffnung, welcher Trost, welcher Hafen würde uns übrig bleiben gegen die Stürme des Schicksals, und gegen die Ungerechtigkeit der Menschen. Frey leben, und wenig auf menschliche Dinge halten, ist das beste Mittel sterben zu lernen.

Die Vorbereitung zum Tode ist ein gutes Leben, von einer andern weiß ich nicht.

ROUSSEAU.

Nein, meine ganze Existenz kann sich mit meinem Tode unmöglich endigen. Ich sehe ihm ruhig entgegen. Er kann nichts anders als eine Verwandlung, als ein Übergang zu einer höhern Sphäre seyn, wo ich einen so schweren Leib, so stumpfe Sinne nicht hinnehmen kann; mein Tod ist nichts als eine neue Geburt, er ist das Principium von einem neuen vollkommeneren Leben. Dafür hielt ihn Sokrates, er schloß, er müsse leben, weil er sterbe, und sein Schluss hatte für ihm so viel wahres, daß er seinen Giftbecher mit Freuden trank.

JERUSALEM.

Sein Leben zu erhalten ist Pflicht, und überdem hat jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Theil der Menschen dafür trägt, doch keinen innern Werth und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar *pflichtmäßig*, aber nicht *aus Pflicht*. Dagegen Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack an Leben, gänzlich weggenommen haben, wenn der Unglückliche stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet, als kleinmüthig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht, und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht, alsdann hat seine Maxime einen moralischen Gehalt.

KANT.

So leben wie man wünscht zu leben,
 Und seines ganzen Lebens sich bewußt,
 Die Freundeshand dem Tode geben:
 So sterben, das ist Lust.

GLEIM.

Der Schlaf war eher in der Welt als der Tod,
 das Vorbild eher als die Erfüllung. — Gehst du
 aus der Welt, wenn du stirbst? deine Seele ent-
 schwebt nur den Dünsten dieser Erde. Ewiger
 Geist der Liebe webt im Athem der Natur, wo
 der webt, ist Leben. —

Bis zum letzten Seufzer sagt man, warum
 nicht bis zum letzten Lächeln? Weil das Leben
 ein Jammerthal ist, und doch kommt der letzte
 Augenblick, die letzte Stunde, sehr oft, wie
 der Geist des Herrn in sanften Winde.

Das Grab, Freunde, ist eine heilige Werk-
 stätte der Natur! Ein Formzimmer, Tod und
 Leben wohnen hier beysammen, wie Mann und
 Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott
 hat sie zusammengefügt, und was Gott zusam-
 men fügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine
 Hand voll Erde ist eine Hand voll Welt. Schau-
 dre nicht vor der Verwesung: das Weizenkorn
 fault, und wird ein hundertfaltiger Halm. Al-
 les muß sterben, was zum Licht und Leben her-
 ausbrechen soll. Dies Erdenall, dieser Erden-
 ball hat alles was schön und gut ist; erzeugt und
 ernährt. Er ist das Herz unter dem jedes gele-

gen, die Brust die jedes gesogen. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsere Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide, ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder aufgestreut werden, auf einen schönen Acker. Die Natur ist das Perpetuum mobile, sie steht nicht still. sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durch einander, daß es eine Lust ist anzusehen, dem, der ein Auge dazu hat. Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so gierig zueignen, Mensch, traue nicht! es wird nur abgezogen, vom Felde in dem Garten, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird bis — —

VERF. der Lebensläufe nach aufsteigender Linie:

Erdenge zweyer Welten, stilles Grab,
Wie schweigt es um mich her! dießseit ist Nacht
Und Staub; ein Häufchen toder Asche nur;
Und jenseit kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein sel'ger Geist, der diesen Staub besucht,
Kein Traumgesicht. —

Nacht ist es um mich. Hoch
Droben funkeln Sterne. Glänzet ihr

Gestirne droben, dem entschwungenen Geist?
 Und bricht dem Todten, wie dem Schlum-
 mernden,
 Ein neuer Morgen an?

Was zweifelst du
 In mir? Unsterblicher, der hier am Rath
 Und *Werke der Natur* schon Antheil nahm.
 Er sann was sie erfanden, und er traf's,
 Ausprechend *ihre Regel*, ihr Gesetz;
 Und bot unausgeschlagen ihr die Hand
 Zum edelsten, zu ihrem ew'gen *Werk*,
 Dem Ordnen durch Verstand und Güte.

— — Wenn
 Sie fortan dein zu ihrem Dienst bedarf,
 (Und sie verschmäht, die reiche Sparerin,
 Die nichts verthut, und mit dem Mindesten
 Das Größeste verrichtet, keine Kraft
 Und Übung.) Wenn sie fortan dein bedarf:
 So sage willig: ich bin da! und web'
 In meinem kleinen Winkel emsig fort
 An jenem Schleyer der Penelope-
 Minerva, der unübersehbar dort
 In Millionen Sternen prächtig glänzt.

HERDER.

O! es ist der erhabenste Gedanke unter al-
 len: ich werde, wenn ich jene erhabene Auf-
 gabe übernehme, unser gemeinsames Bruderge-

schlecht weiser und glücklicher zu machen, nie vollendet haben; ich kann also, so gewiss die Übernehmung derselben meine Bestimmung ist, ich kann nie aufhören zu wirken, und mithin nie aufhören zu seyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden; und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Daseyn keine Zeit bestimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Übernehmung jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge, und zu dem tobenden Wassersturz, und zu den krachenden, in einem Feuermeeere schwimmenden Wolken, und sage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! brecht alle herab auf mich, und du Erde, und du Himmel vermischt euch in wildem Tumulte, und ihr Elementen alle — schäumet, und tobet, und zerreibet in wildem Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne: — mein Wille allein mit seinem festen Plane soll kühn, und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben; denn ich habe meine Bestimmung ergriffen, und die ist daurender als ihr; sie ist ewig, und ich bin ewig wie sie.

I. G. FICHTE.

Ich nahm mit heißer Hand Karlsons seine und sah ihm mit nassen Augen in sein männlich:

schönes Angesicht und sagte: „O Karlson, auf welche blühende groſſe Welt werfen ſie einen unermefslichen Leichenſtein, den keine Zeit abwälzt? Sind zwey Schwierigkeiten, nämlich die Unwiſſenheit über unſere Verbindung mit dem Körper, und die über die Verbindung mit der zweyten Welt, die ſich noch dazu nur auf eine *nothwendige Unwiſſenheit* des Menſchen gründen, hinreichend, einen Glauben zu überwältigen, der tauſend gröſſere Schwierigkeiten allein auflöſet, ohne den unſere Exiſtenz ohne Ziel, unſere Schmerzen ohne Erklärung, und die göttliche Dreyeinigkeit in unſerer Bruſt (der Dreyklang der Tugend, Wahrheit und Schönheit) drey Plagegöttinnen und drey fürchterliche Widerſprüche bleiben? Vom geſtaltloſen Erdwurm bis zum ſtrahlenden Menſchenangeſicht, vom chaotiſchen Volke des erſten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der erſten Krümmung des unfichtbaren Herzens bis zu ſeinem vollen, kühnen Schlag im Jüngling, geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menſchen (den Säugling des äußern) führt und nährt, ihn gehen und ſprechen lehrt, und ihn erzieht und verſchönert — und warum? damit, wenn er als ein ſchöner Halbgott ſogar mitten in den Ruinen ſeines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben ſteht, *die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerſchlage*? Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinſte Tropfenfall un-

ermefsliche Kreife wirft, auf diefen hat ein lebenslanges Steigen des Geiftes und ein lebenslanges Fallen deffelben einerley Folge, nämlich das Ende der Folgen, die Vernichtung? und damit unferm Geifte nach demfelben Grunde auch die Geifter aller andern Welten fallen und sterben müffen und nichts auf der Erde von dem *Leichenschleier* und der *Trauerschleppe* überhüllten Unermeßlichkeit übrig bleibt, als der ewig fäende und niemals erntende einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern fieht: So ift im geiftigen All kein Ziel und Zweck, weil der in ein Univerfum aus fuccedirenden oder fuccessiven Ephemerem in eine unfterbliche Legion aus Sterblichen zertheilte und zertragene Zweck der Entwicklung ja keinen für die verschwundenen Ephemerem, höchstens für die letzte wäre, die nie kommen kann. — Und alle, alle diese Widersprüche und Räthfel, wodurch nicht bloß alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerriffen werden, müffen sie annehmen, bloß weil sich zwey Schwierigkeiten, die unsere Vergänglichkeit eben *so wenig* auflöset, vor sie stellen. . . . Geliebter Karlson, in diese Harmonie der Sphären nicht über, sondern neben uns wollen sie ihren ewig schreyenden Mifston bringen! Sehen Sie, wie fanft und gerührt der Tag geht, wie erhaben die Nacht kömmt — o dachten Sie nicht daran, daß unser Geist glänzend einmal eben *so* aus der Grube voll Afche

steigen werde, da sie einmal den milden und lichten Mond groß aus dem Krater des Vesuvs aufgehen sahen?

Das Sterben ist erhaben; hinter schwarzen Vorhängen thut der einsame Tod das stille Wunder und arbeitet für die andere Welt, und die Sterblichen stehen da mit nassen, aber stumpfen Augen neben der überirrdischen Szene.

I. P. F. RICHTER.

— Ach so gerne verweilet der Himmelgebohrne
Geist in der vaterländischen Heimath jenseits
der Gräber,
Wo nicht Könige hadern, und keine Krieger
verbluten,
Wo kein Dränger plaget und kein Bedrängter
erseufzet,
Wo nicht Schmerz und nicht Tod, und ihr Gräber
der Todten! nicht mehr seyd,
Wo Elysium blüht, und paradisische Wonne
Dich, süßstraures Herz, aus der Lethe des
Himmels erquicken.

D. JENISCH.

Meine Freunde, könnt ihr je in einer heitern Winternacht hinausgehen, und den blauen Himmel über euch funkeln sehen von tausendmal tausend Sternen, tausendmal tausend hellen Welten, deren die kleinste Millionenmal

größer ist als unsere Erde, ohne zu schauern, ohne zu glühen, ohne heiß zu werden von Verlangen, Sehnsucht, Ungeduld. — *Ach! Flügel her, ach! Flügel!* — Wir sollen uns loswinden von diesem Erdenklosse. Wir sollen uns schwingen dürfen weit und breit, nah und fern, hoch und tief, in allen Räumen des großen Alls, das ewig ist, wie sein Schöpfer, grenzenlos, wie sein Schöpfer, endelos, wie sein Schöpfer — oder es wäre des Schöpfers nicht werth, oder unsere Ewigkeit müßte uns endlich zur Last werden. Welche Aussicht! Welche Hoffnung! Unsere Sehnsucht soll befriedigt werden! Nicht ewig sollen wir an diesem Staube kleben.

ROSEGARTEN.

Wer von uns hat nicht in irgend einer zauberisch beleuchteten Stelle seiner Phantasie, und seiner Hoffnung ein eben so großes Nachtstück einer künftigen Frühlingsnacht aufgestellt, wo er mit allen Freunden auf einmal glücklich ist — wo wie in dieser die Nacht nur als ein Schleyer durchsichtig über den Tag geworfen ist, wo der rothe Gürtel, den die Sonne beym Einsteigen ins Meer abgelegt, bis an den Morgen auf dem Rande der Erde schimmernd liegen bleibt — wo die langen Seelentöne der Nachtigall laut durch das aus einander rinnende Adagio ziehen, und sich aus dem Echo erheben — wo wir lauter be-

freundeten Seelen begegnen, und sie trunken anblicken, und durch das Lächeln fragen: o du bist doch auch so glücklich als ich? und wo das fremde Lächeln es bejaht — eine Nacht, o Gott, wo du unser Herz voll, und doch ruhig gemacht, wo wir weder zweifeln, noch zürnen, noch fürchten, wo alle deine Kinder an deiner Brust in deinen Armen ruh'n, und die Hände ihrer Geschwister halten, und nur mit halbgeschlossenen Augen schlummern, um sich aufzulächeln.

DER VERF. *des Hesperus.*

Es ist der Wille Gottes, und der Natur, daß wir diese sterbliche Hülle ablegen müssen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen soll. Das jetzige ist mehr ein Raupenstand, eine bloße Vorbereitung zum Leben. Der Mensch ist dann erst vollständig gebohren, wenn er todt ist. Warum sollten wir klagen, daß unter den Unsterblichen ein neues Kind gebohren worden, daß ein neues Glied in ihren glücklichen Zirkel getreten? Wir sind Geister. Der Huld und Güte Gottes verdanken wir's, daß die Natur uns so lange den Körper leiht, als wir durch denselben uns Vergnügen verschaffen, Kenntnisse erwerben, oder unsern Mitgeschöpfen Gutes thun können. Wieder zu diesen Zwecken ungeschickt, so müssen wir es abermals als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, daß für

ein Mittel gesorgt ist, wodurch wir ihn los werden. Dieses Mittel ist der Tod.

B. FRANKLIN.

Auch des Edlen schlummernde Gebeine
Hüllt das Dunkel der Vergessenheit;
Moos bedeckt die Schrift am Leichensteine,
Und sein Name stirbt im Lauf der Zeit.
Wann erwacht die neue Morgenröthe?
O wann keimt des ew'gen Frühlings Laub?
Niedrig ist der Todten Schlummerstätte,
Eng und düster ihr Gemach von Staub!
Noch umkränzen Rosen meine Locken,
Liebe lächelt alles um mich her!
Nach dem letzten Hall der Sterbeglocken
Denkt kein Mensch des guten Jünglings mehr.

MATTHISSON.

Kaum schien uns noch mit erstem Strahle
Die Sonne sanft und mild:
So naht des Sommers Glut, und senket
Schon manches Blümchen ab;
Und Blumen, die des Sommers Glut ver-
schonte,
Dort sinken sie ins Grab!
In Herbstessturm, in Winterkälte
Fasst sie des Todes Hand;
Und schnell verrinnt in unserm Stundenglase
Der zugemeßne Sand! — —

DER VERF. des Pächters Martin.

Tod war den Griechen in der Vorstellungsart ihrer Kunst nichts als ein Jüngling, der in ruhiger Stellung mit gesenktem trübem Blicke die Fackel des Lebens neben dem Leichname auslöscht.

E. G. LESSING.

Nicht blos die Bequemlichkeit, um derentwillen der Mensch doch schon viel thut, selbst die strenge Wahrheit widerspricht den gräßlichen Bildern, in denen sich der große Haufen den Tod denkt, und in denen er ihn aus Nachlässen des Mönchswesens sogar siehet. Wenn unsre Dichter immer, und immer vom Todeskampf, vom Brechen der Augen, Röcheln, Starren, Entsetzen, und Erbeben, Angst und Höllenglut, als wie vom Tode singen: so ist das Mißbrauch der Phantasie, und Sprache. Nicht Tod ist das, sondern *Krankheit*. Krankheit, für die entweder Hülfe ist, oder die der Tod eben als ihr Feind, und Überwinder endet. Habe ich nun wohl von der Anmuth des Hafens Begriff gegeben, wenn ich ihn mit den Stürmen des hohen Meers verwechsle, denen er eben entnimmt, von denen er befreyet? Er wäre ja nicht Hafen, wenn er Höhe des Sturmmeers wäre.

Man sehe die meisten, und *natürlichen* Gattungen des Todes: man trete an die fromme Leiche eines eben entschlafenen noch blühenden

Rosenkindes — eines Jünglings oder Freundes, der nur an den edlern Theilen litt, dem nur sein Athem schwand — an den Engel im Leichengewande einer Freundin, oder Geliebten, einer abgeschiedenen Clarissa, die nur für diese Erde zu gut schien, und ohne es zu wissen, sanft hinüberschlummerte: — an die Leiche eines Simons endlich, der sich selbst gleichsam sein Sterbelied sang, und mit dem Kleinod des Himmels in seinen Armen sein Haupt neigte. — — Ich lasse meinem Leser Zeit, die Fälle ruhigen Todes zu überdenken, die er etwa erlebt hat: wo war der dürre Knochenmann mit der Sense? — Es ist ein so feyerlicher, sanfter, unvermerkter Augenblick des *Einschlafens*, und nicht mehr Erwachens, der *Rube*, die kein Geräusch mehr stört, des stillen, ehrwürdigen *Schleyers*, der sodann auf das heilige Antlitz sinkt, und kaum mehr berührt werden sollte: daß ich mir wenig von einem Menschen verspreche, der bey der ersten Leiche, die er sah, nichts fühlte. Heiliger Kreis ist um einen Todten: „*dem Herrn entschlafen!*“ sagt sein ruhiges Antlitz, nur noch Maske der Menschheit, aber die Maske ist heilig. Auch selbst bey den gewaltsamsten Zerrungen und Zerrüttungen der Krankheit, die vorhergehen müssen, scheint, je näher dem Tode, desto stiller zu werden. Noch einige besonnene Augenblicke, sanfte Minuten, heitre Visionen, ruhige, letzte Gefühle des Lebens

scheinen nöthig: ehe der Abschied kommt: die Flügel des Todes rauschen näher, und je näher sie kommen, desto sanfter wird ihr Saufen, bis sie uns überschatten, und der blasser Schleyer, auf uns sinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden sollte. Kein Schreckgespenst also ist unser letzter Freund; sondern ein Endiger des Lebens, der schöne Jüngling, der die Fackel auslöscht, und dem wogenden Meere Ruhe gebietet. —

HERDER.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.

SCHILLER.

Zum Engel der *letzten* Stunde, den wir so
hart den Tod nennen, wird uns der weichste
gütigste Engel zugeschickt, damit er gelinde
und sanft das niedersinkende Herz des Menschen
vom Leben pflücke, und es in warmen Händen
und ungedrückt aus der kalten Brust in das hohe
wärmende Eden trage. Sein Bruder ist der En-
gel der ersten Stunde, der den Menschen zwey-

mal küßet, das erstemal, damit er dieses Leben anfangen, das zweytemal, damit er droben ohne Wunden aufwache, und in das andere lächelnd komme, wie in dieses Leben weinend.

J. P. FR. RICHTER.

Seht die schweigende Nacht umschliesst zwey
liebliche Knaben,

Ihre Kinder; sie ruhn schlafend der Mutter
im Schoofs.

Der mit lächelnder Wang', im holden Trau-
me, heisst Schlummer;

Jener das Haupt gesenkt tief in den hül-
lenden Schoofs,

Heisset Tod: sein Angesicht siehst du einmal,
nur einmal.

„Ob es trauert, ob lacht?“ Frage dein
kundiges Herz!

K. RECHLIN.

Der Baum sprosst aus dem Keime, schießt
hoch auf, gewinnt Blätter; und verwelkt, um
künftig neue Blätter und Früchte zu tragen. Die
Raupe wird zum Schmetterlinge und stirbt. Der
Mensch eilt, von seiner Geburt an, seiner sittli-
chen Ausbildung immer mehr und mehr entge-
gen, und stirbt, das ist, er wirft eine Hülle ab,
die nicht unersetzlich ist, um sich ein weiteres
Feld höherer, sittlicher Ausbildung zu suchen,

und wird belehrt, daß das kurze irdische Leben nur der Anfang seiner Dauer, und der geringste von den Zwecken seines Daseyns ist.

SEGNITZ.

Mit stiller, aber unwiderstehbarer Gewalt führt uns der Strom des Lebens an die Ufer der Ewigkeit fort. Ein natürliches, unerbittliches Schicksal, vor welchem die Einbildungskraft, und noch mehr das üble Bewußtseyn zurückschaudert, indess ihm die Vernunft, eben weil es natürlich und unvermeidlich ist, mit ruhiger Gelassenheit entgegensteht. Der Tod ist Ruhe der erschöpften Natur und Stillstand ihrer Wirksamkeit. Die Kraft, welche am letztern auslöscht, ist eben die, welche das erste Beding des Lebens ausmacht, die Muskelkraft. Mit ihr erstirbt das Herz, die Blutwelle ruht, der Athem entwindet und alle Bewegungen des Körpers werden zur bevorstehenden Auflösung gefesselt. Dieß ist der Tod der Natur. Aber was geschieht der Seele? Wiewohl sie alle Schicksale des Körpers wegen ihrer einigen Vereinigung mit demselben theilt: so kann sie doch den Tod nicht mit ihm gemein haben, da er sie von ihm trennt. Nein losgebunden von der thierischen Organisation und der niedrigen Sinnlichkeit, erreicht sie jetzt, die Unsterbliche, eine neue Stufe auf der Leiter ihrer Bestimmung, und führt in einer bessern, glücklicheren, glänzenderen Ordnung der

Dinge zu wirken fort, wo sie hier geblieben war.

ITH.

Unmöglich kann der Verlust des Staubes schmerzhaft seyn, — oder der Mensch ist nichts als Staub.

Den unvermeidlichen Tod für ein Übel halten, ist in meinen Augen gotteslästerlich. — —

Unfänglich gern will ich in deinen Strom hingleiten, willkommener Tod! über allen Ausdruck gern den gröberen Staub mit einem feinem vertauschen! Zwar kenne ich deinen Ausfluß nicht; weiß nicht, ob deine Mündung in das Caspische, in das Mittelmeer, oder in den Ocean jenseits fällt, — aber wo hinein sie auch falle, fällt doch mein Wesen nie aus der ewig gütigen, milden, schützenden Vaterhand, in der jedes Meer ein Tropfen ist.

I. BAGGESEN.

Mancher fürchtet weit weniger den Tod als die Operation des Sterbens. Da macht man sich die sonderbarsten Begriffe von der letzten Todesnoth, der gewaltsamen Trennung der Seele von ihrem Körper u. dgl. mehr. Aber dieß alles ist völlig ungegründet. Gewiß hat noch kein Mensch das Sterben selbst empfunden, und eben so bewußtlos, wie wir ins Leben treten, eben so treten wir wieder heraus. Anfang und

Ende fließen hier wieder zusammen. Meine Beweise sind folgende: zuerst kann der Mensch keine Empfindung vom Sterben haben, denn Sterben heißt nichts anders, als die Lebenskraft verlieren, und diese ist's eben, wodurch die Seele ihren Körper empfindet; in demselben Verhältniß also, als sich die Lebenskraft verliert, verliert sich auch die Empfindungskraft und das Bewußtseyn; und wir können das Leben nicht verlieren, ohne zugleich oder noch eher (denn es gehören dazu zartere Organe) auch das Gefühl des Lebens zu verlieren. Und dann lehrt es auch die Erfahrung. Alle die, welche den ersten Grad des Todes erlitten und wieder zum Leben zurückgerufen wurden, versichern einstimmig, daß sie nichts vom Sterben gefühlt haben, sondern in Ohnmacht, in Bewußtlosigkeit versunken sind. —

Man lasse sich nicht durch die Zuckungen, das Röcheln, die scheinbare Todesangst irre machen, die man bey manchen Sterbenden sieht. Diese Zufälle sind nur ängstlich für die Zuschauer, nicht für den Sterbenden, der davon nichts empfindet.

Keine Furcht macht unglücklicher, als die Furcht vor dem Tode. Sie fürchtet etwas, was ganz unvermeidlich ist, und wovor wir keinen Augenblick sicher seyn können; sie genießt jede Freude mit Angst und Zittern; sie verbietet sich alles, weil alles ein Vehikel des Todes werden

kann, und so über dieser ewigen Besorgniß, das Leben zu verlieren, verliert sie es wirklich.

Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht, das ist das Gesetz und die Propheten, die einzige wahre Seelenstimmung, um glücklich und alt zu werden. Denn auch auf das Glück des Lebens mag der nur Verzicht thun, der den Tod fürchtet. Kein Genuß ist bey ihm rein, immer mischt sich jene Todesidee mit ein, er ist beständig wie einer, der verfolgt wird, der Feind sitzt ihm immer auf den Fersen.

C. W. HUFELAND.

Dem trägen Sinnlichen graut vor der letzten Reise:

— — — Mit Freuden stirbt der Weise.

Der Bote der Natur, ergreift unsre Hand,

Und führt uns, als ein Freund, in ein beglücktes Land.

Uz.

Nur der ist groß und glücklich, der den Tod nicht scheut, und die mächtige Kunst versteht, als ein Mann zu sterben.

F. V. BONSTETTEN.

Freunde schaudert ihr vor dem kalten Arm der Erde? seyd getrost! ihr werdet in ihm von der Last eurer Pilgrimschaft ausruhen, und auch

R

der hier nicht viel schlafen konnte, wie sanft wird er hier sich legen!

DER VERF. *der Lebensläufe nach aufsteigender Linie.*

Wo find die zahllosen Millionen, die hier Hüllen nahmen, und Hüllen ablegten! Der Urstoff der Hüllen ist noch da, aber die Unsterblichen sind verschwunden. Der Urstoff hat sich gefügt in neue Formen, sich angeschlossen an andere Wesen der Erde; der Unsterblichen keiner ist noch wiedergekehrt. O wo ist das unentdeckbare, heilige Land, welchem der Tod die Geister zuführt? Wo wandeln sie in einem neuen Leben, nicht mehr gedrückt von irdischen Fesseln? — jenseits Raum, und Zeit, da ist die Wohnung der Ewigen, dort wo keine Grenzen mehr sind, wo die Flügel der Zeit nicht hindringen, wo — vermag ichs zu denken? kein *wo*, und kein *wann* ist. — Auch mich wirst du empfangen, namenloses Jenseits, und dürstend nach Unendlichkeit strebt dir mein ganzes Herz entgegen. Schön ist diese Erde, aber mein Herz gehört ihr nicht an; Süß ist das Gefühl des Lebens, aber mein Herz verlangt noch ein anderes Daseyn. — Bebe nicht, großes edles Herz, Herz voll unermesslicher Wünsche! Bebe nicht, daß dein Loos Geheimniß ist, daß tiefe Nacht vor dem Gebieth ruht, zu welchem schweigend die Zeit dich hinführen, und dann

auf ewig verschwinden wird. Bleibe dir selbst treu, und Glaube, und Hoffnung werden nie von dir weichen. Jemehr du mit dir selbst vertraut wirst, um so muthvoller gehst du dem Geheimnisse deiner Zukunft entgegen.

K. H. HEIDENREICH.

Der Tod — ein Schlaf! Ein schönes, mildes Bild! das älteste Bild des Todes. Das Lieblingsbild aller Dichter, und Weisen. Was ist Schlaf? Eine Abspannung unsrer schlaffgearbeiteten Sehnen. Eine Betäubung unsrer ermüdeten Sinne. Eine wohlthätige Unterbrechung unsrer Thätigkeit. Eine Überschattung unserer Kräfte. Ein leises Gewölk, das unsre Seele hüllet. Das alles ist auch der Tod. Vernunft- und Naturweisheit beweisen, daß der Tod nichts anders sey.

Der Tod, sagt ihr, ist ein Übel. Und um ihm gleichwohl nicht zu viel zu thun, setzt ihr hinzu: Er ist ein nothwendig Übel. Wie? ein nothwendig Übel? — — Was ist ein nothwendig Übel? Ich kenne kein nothwendig Übel. Alles, was nothwendig ist, ist gut. Die eiserne, unwiderstehliche Nothwendigkeit, die die Welt regiert, ist nichts als das *Rosenseil weiser Güte*, mit dem der Allgewaltige sein All umschlingt. In diesem All ist der Tod — ist Naturnothwendigkeit — ist also Anstalt der allerweisersten Güte.

KOSEGARTEN.

Wer ist, der unter einem Sternhimmel, oder vorm himmlischen Monde denken könnte, was, und wie er unterm brennenden Strahl der Mittagssonne dachte? Unvermerkt ist die Seele, wie in einer andern Welt, dafs, wenn kein Übergang, keine Dämmerung wäre, die uns sanft einführte, ein entsetzlicher Sprung fühlbar seyn müfste, wie wirs zum Theil selbst nur bey Sonnen- und Mondsfinsternissen sehen. Da sagt mir mein ganzes Gefühl: „wie die Sonne gegeben ist, dich zum Erdenthier zu machen: unter einem Strahl, den du weder anschauen, noch erdulden kannst, deinen Blick, und Arm an die Arbeit zu heften, damit du als Pilger wallest, und im Schweifs deines Angesichts die Nahrung erwerbest; so ist die Nacht geschaffen zur Ruhe, zur Erquickung, und Wiedergeburt auf ein anderes Leben; so ist der *Mond* geschaffen, auch mechanisch deine Seele wie in eine andere Welt zu leuchten, und dir ein Gefühl, ich weifs nicht welch anderer Art? und eines andern Daseyns zu geben! So ist die *Dunkelheit*, und das *Sternbeer* geschaffen, deinen Blick für alles Irdische zu verdämmern, die Fackel deiner Zeit- und Arbeitsminuten auszulöschen, und ein andres hohes Gefühl des Unermesslichen, der Ewigkeit, und unzähliger Lichtfunken zu geben, die eben dadurch, dafs du nicht weifst, was, und wo sie sind? so viel dunkles Überirrdisches sagen! Das ist die Sprache Gottes jeden Tag, und jede Nacht

vom Himmel; — der Tag sagt's der Nacht, und die Nacht antwortet dem Tage. Sie fagens für alle Nationen der Erde: es ist kein Volk noch Sprache, da man nicht diese Stimme der Unsterblichkeit gehört, und dunkel gekannt hat. Überall müßten also nach dem Wink Gottes im Kreislauf unsrer Empfindungen, und unsers Lebens, *Schlaf ein Bruder des Todes* werden, und beyde wären *Söhne der Nacht*.

HERDER.

Nach den Gesetzen der Organisation ist der Tod aus den Händen der Natur Wohlthat für die Menschen. Er ist die letzte erkennbare Erscheinung, die durch mehrere, sichtbare, oder verborgene, merkliche, oder unmerkliche Wirkungen, und vorhergehende Zustände vorbereitet wird. Ohne gewaltsame Erschütterungen ist der Tod auf dem Wege der Natur für den Menschen sanft und leicht, denn er löst die künstlich vereinigten Theile der feinsten, zweckmäßigsten, und vollkommensten Organisation, die hienieden reifen konnte, wieder auf. So tritt er ein nach den Gesetzen, durch welche die *periodische* Entwicklung, und Reife der Organisationen vermittelt wird. — Nach dem Gesetze der *Palingenese* wird aber seine Absicht erhöht, und er als das sanfte Mittel der Natur gedacht, den Menschen, dessen Gemüth mit so großen unbefriedigten Bedürfnissen, und Forderungen

aus dieser Ordnung der Dinge heraustreten soll, aus einem unvollkommenern Zustande zu einem höhern, und bessern hinüber zu leiten. Den Übergang selbst dem Menschen zu erleichtern, und ihn beym Eintritt in die höhere Gegend desto mehr zu überraschen, wiegt die Natur ihn in den sanften Schlummer des Todes, und vollendet still, und mild das neue Gefilde, den schönern Organ, durch den wahrscheinlich dann der reifende Geist fortwirken, und sich weiter vervollkommen wird.

K. H. L. PÖLITZ.

Ja du lebst, Geliebter, lebest
Über Sternen, oder schwebest
Mitleidsvoll um deinen Freund,
Der an deinem Grabe weint!
Diese Kräfte, dieses Trachten
Zur Vollkommenheit,
Dieses Vorgefühl des Schmachtens
Nach Unsterblichkeit.
Dieser Geist, der Welten denket,
Würde mit ins Grab gesenket?
Und geschaffen hätte Gott
Dieses alles nur zum Spott?
Nein, nicht spottend, nichts vergebens
Schufft du Gott, dein Bild;
Lieb' und Weisheit hat des Lebens
Geist in Staub gehüllt.
Diese Hülle wird zertrümmert,

Und die freye Seele schimmert
Zu der höhern Geister Chor
Immer herrlicher empor.

Voss.

Wie viele wohnten und dachten und weinten dort in jener Hütte; und haben nun ausgeweint, und ausgelacht! Und gleiches Schicksal hatte der Besitzer des Pallastes mit dem ärmsten Hüttenbewohner, gleiches Schicksal der Mann auf dem Throne mit dem Bettler auf dem Strohlager! — Und jene Knochen sind die Überreste eines Weibes, die mit ihrem Lächeln Männer zu Kindern machte! — Was ist die Ehre? — Reichthum? — Schönheit? — was ist der Mensch? — Auch ich, ihr Todten, werde in kurzem seyn, was ihr wurdet: aber noch stehe ich auf euerm Staube, und blicke zum Himmel hinauf, danke Gott, und hoffe mit froher Zuversicht: das, was in mir ist, und Gott denken kann, nicht werde zu Staub werden.

H. G. DEMME.

— — Gefegnet seyft du, Tod,
Sey nochmals mir gegrüßt, nicht gothisches
Gespenst,
Nein, Friedensbothe mir! Die Leiden von der
Wiege
Bis an das Grab, die uns verfolgen, wer er-
trüge

Nur hundert Jahre sie? und ewig, ewig so
Die Sidney am Schaffot, die Kepler auf dem
Stroh,

• Neronen auf dem Thron, und Belifar auf Krü-
cken: —

O, dieß Tollhäuferspiel Jahrtausend' zu erbli-
cken,

Sprich, wie ertrüg' es wohl das arme Men-
schenherz?

O, füße Hoffnung du, einst allen Gram und
Schmerz,

Der unser Herz beklemmt, im freundlichstillen
Hafen

Des Grabes, vor dem Sturm geborgen, zu ver-
schlafen!

Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer hört
nicht mehr

Das wogende Geräusch vom hohen Lebens-
meer;

Der Scheiternden Geschrey, ihr kläglich: rette!
rette!

Schreckt nicht den Schäfer mehr aus seinem stil-
len Bette

Von Staub und Moos empor. — —

Doch Heil uns! Heil! Uns winkt die Heimath
in der Ferne;

Nur Staub empfängt der Staub; den Geist erwar-
ten Sterne.

I. D. FALK.

Sterben! was heißt das? Siehe wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen sterben gesehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. — Wie kann ich vergehen? wie kannst du vergehen? Wir *sind* ja! — Vergehen! — Was heißt das? das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. —

GÖTTE.

Man denke sich das Leben immer als das, was es ist, als einen Mittelzustand, der noch nicht selbst Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck ist, wie die tausendfachen Unvollkommenheiten desselben hinlänglich beweisen,) als eine Periode der Entwicklung und Vorbereitung, als ein Fragment unserer Existenz, durch das wir blos zu andern Perioden übergehen und reifen sollen. Kann uns denn der Gedanke wohl schrecklich seyn, diesen Übergang wirklich zu machen, aus diesem Mittelzustand, aus dieser räthselhaften, zweifelsvollen, nie ganz befriedigenden Existenz, zu einer andern heraus zu treten? Ganz ruhig und furchtlos können wir uns dann wieder dem höhern Wesen überlassen, was uns eben so, ohne unser Zutun, auf diesen Schauplatz setzte, und von ihm die fernere Leitung unsers Schicksals erwarten.

Auch wird der Gedanke an die Vorausgegangenen die Todesfurcht sehr mildern, an den Zirkel der Lieben, die unserm Herzen nahe waren, uns es noch immer find, und die uns gleichsam aus jenem dunkeln Lande freundlich zuwinken.

Man mache sich mit dem Gedanken an den Tod recht bekannt. Nur der ist in meinen Augen recht glücklich, der diesem unentfliehbaren Feinde so oft recht nahe und beherzt in die Augen gesehen hat, daß er ihm durch lange Gewohnheit endlich gleichgültig wird. Wie sehr täuschen sich die, die in der Entfernung des Gedankens an den Tod dies Mittel gegen die Todesfurcht zu finden glauben! Ehe sie sich versehen, mitten in der lachendsten Freude wird der Gedanke sie überraschen, und sie desto fürchterlicher erschüttern, je mehr er ihnen fremd ist. Genug, ich kann nur den für glücklich erklären, der es dahin gebracht hat, mitten im Freudengenuss sich den Tod zu denken, ohne dadurch gestört zu werden, und man glaube mir es auf meine Erfahrung, daß man durch öftere Bekanntmachung mit dieser Idee und durch Milderung ihrer Vorstellungsart es darinn zuletzt zu einer außerordentlichen Gleichgültigkeit bringen kann. — Wer den Tod nicht mehr fürchtet, der allein ist frey, es ist nichts mehr, was ihn fesseln, ängstigen oder unglücklich machen könnte. Seine Seele füllt sich mit hohem uner-

schütterlichem Muthe, der selbst die Lebenskraft stärkt, und dadurch selbst ein positives Mittel wird, ihn zu entfernen.

Noch hat diese Gewohnheit einen nicht unwichtigen Nebennutzen. Sie ist auch ein vorzügliches Hausmittel tugendhaft und rechtschaffen zu bleiben. Bey jedem zweifelhaften Fall, bey jeder Frage, ob etwas recht oder unrecht sey, denke man sich nur gleich an die letzte Stunde des Lebens hin, und frage sich: würdest du da so oder so handeln, würdest du da wünschen, so oder so gehandelt zu haben? Eine Freude, ein Lebensgenuss, wobey man ruhig an den Tod denken kann, ist gewiß unschuldig.

C. W. HUFELAND.

Fürchte nichts! Dem Edeln ist der Tod willkommen;
Ist ihm Führer durch des Grabes Nacht,
Zur erwünschten Heimath, wo sein Geist entglommen,
Als der Allmacht Hauch ihn angefacht.

Freundlich wie ein Schutzgeist, leif' und ohne Schrecken,
Nimmt der *holde Jüngling* ihn in Arm,
Ihn zum neuen Schöpfungstage zu erwecken,
Wo kein Seufzen seyn wird, und kein Harm.

Dort empfangen ihn die Lieben unter Palmen,
Grüssen ihn mit hohem Siegsgefang,
Dass er überwunden; und in ihre Psalmen
Mischt sein froher Engel Harfenklang.

Sieh! da steht er nun, in der Vollendung
Glanze;
Licht, und frey, und göttlich ist sein Blick;
Mist nun, triumphirend in dem Siegerkranze,
Seine Laufbahn noch einmal zurück!

Preis dem Überwinder! kühn hinangedrungen
Ist sein Geist zum schönen, hohen Ziel;
Feyert die Vollendung, die er nun errungen
In dem unaussprechlichsten Gefühl!

Ruhig denn, und duldend, Erdenpilger, walle
Den unebnen Lebenspfad hinab,
Pflücke, wirthlich, deine Menschenfreuden alle,
Kränze draus zu winden für dein Grab!

K. I. FRIDRICH.

Unter der Erde ist Schlaf, über der Erde ist
Traum, aber zwischen dem Schlaf und Traum,
seh ich Lichtungen wandeln wie Sterne. — Ein
kühles Wehen kommt vom Meer der Ewigkeit
über die glühende Erde. — Mein Herz steigt
auf und will abbrechen vom Leben. — Es ist al-
les so groß um mich, wie wenn Gott durch die
Nacht gieng — Geister! fasset meinen Geist,

er windet sich nach euch, und zieht ihn hinüber. . . .

Siehe, hier klebt mein und dein Geist angefroren an die Eischolle, und dort decket die Nacht alle hinter einander ruhende Himmel auf, dort im Blauen glimmenden Abgrunde wohnt alles Grosse, was sich auf der Erde entkleidet hat, alles Wahre, das wir ahnden, alles Gute, das wir lieben. — —

Sieh' wie alles so still ist drüben in der Unendlichkeit — wie leise ziehen die Welten, wie still schimmern die Sonnen — der grosse Ewige ruhet wie eine Quelle mit seiner überfließenden unendlichen Liebe mitten unter ihnen, und erquickt und beruhiget alles, und um Gott steht kein Grab.

— Ach den ewig erschütterten Busen des Menschen stillt nur ein Schlaf, entweder der irdische, oder der andere.

DER VERF. *des Hesperus.*

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schoofs;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moofs.

Verlassne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waifen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

SALIS.

Weile, von der Hagerose
Kühl, o Fremdling, überwebt,
Wo dies Grab mit ernstem Moose
Sich am Schattenquell erhebt!

Zwey verwandte Seelen warfen
Hier zugleich den Schleyer ab.
Wie ein Hauch in Äols Harfen
Weht die Mayluft um ihr Grab.

Ihre Lichtgebilde steigen
Aus der Hoffnung Heiligthum
Vorbedeutend auf, und zeigen
Jenseits dir Elysium.

MATTHISSON.

Wag', o Geist, den Ausflug in die Zonen
Hin, wo Wahrheit, Güte, Schönheit thronen,
Ewig sich der Kelch der Gottheit füllt;

Freyer blickt sichs hier in jene Ferne;
Zwischen Nebeln blitzen helle Sterne,
Die nur leicht der Zukunft Mantel hüllt.

Seyn mit *dem*, der ewig liebet
Wo *Vielleicht* an *Wirklichkeit* zerstiebet,
Ewig trinken aus der Liebe Quell!
Schönes jenseits, wo das Licht der Wahrheit
Über Zweifel siegt, und reine Klarheit
Tagt in allen Herzen sonnenhell!

Auch ein Traum — der lieblichste der Träume,
Süß, wenn selbst der holden Ahndung Keime
Nicht noch Furcht dereinst entsprossen kann!
Aber täuschet Er, der dich uns schenkte?
Dich zum Trost in Menschenherzen senkte?
Hohe Hoffnung, nein! du bist nicht Wahn!

Fürchte den Tod nicht!
(Dass seine Schrecken dich nicht ängsteten,
Hat dir ein holderes Bild von ihm,
Seinen Bruder, den Schlaf,
Den Tröster der Müden,
Der gute Geist gegeben.)
Fürchte den Tod nicht!
Aber verachte ihn nicht!
Den großen Lehrer,
Deinen Heiland aus vieler Noth,
Der dir die Bande löst,

Der's mit dir endet, oder vollendet
 — Glaube! er wird es vollenden!
 — Glaub' an dich und hoff' Unsterblichkeit!
 Was drüber seyn wird,
 Wenn du Weisheit, und Tugend
 Ehrtest, und übest,
Wohl dir! Du hast dich.

Conz.

Vor dem Tode erschrickst du? du wünschst
 unsterblich zu leben?
 Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist,
 es bleibt.

— In den heitern Regionen
 Wo die Schatten felig wohnen,
 Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
 Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschnei-
 den,
 Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
 Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
 Lieblich wie der Iris Farbenfeyer
 Auf der Donnerwolke duftgem Thau,
 Schimmert durch der Wehmuth düfterm Schleyer
 Hier der Ruhe heitres Blau.
 Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
 Gieng in ewigem Gefechte
 Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
 Rang mit Hydern, und umarmt den Leuen,
 Stürzte sich, die Freunde zu befreyn,

Lebend in den Acherontfchen Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unverföhnten Göttin Lift
Auf die will'gen Schultern des Verhafsten,
Bis fein Lauf geendigt ift,
Bis der *Gott*, des Irrdifchen entkleidet,
Flammend fich vom *Menfchen* fcheidet,
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliefst er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild finkt, und finkt, und finkt,
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

SCHILLER.

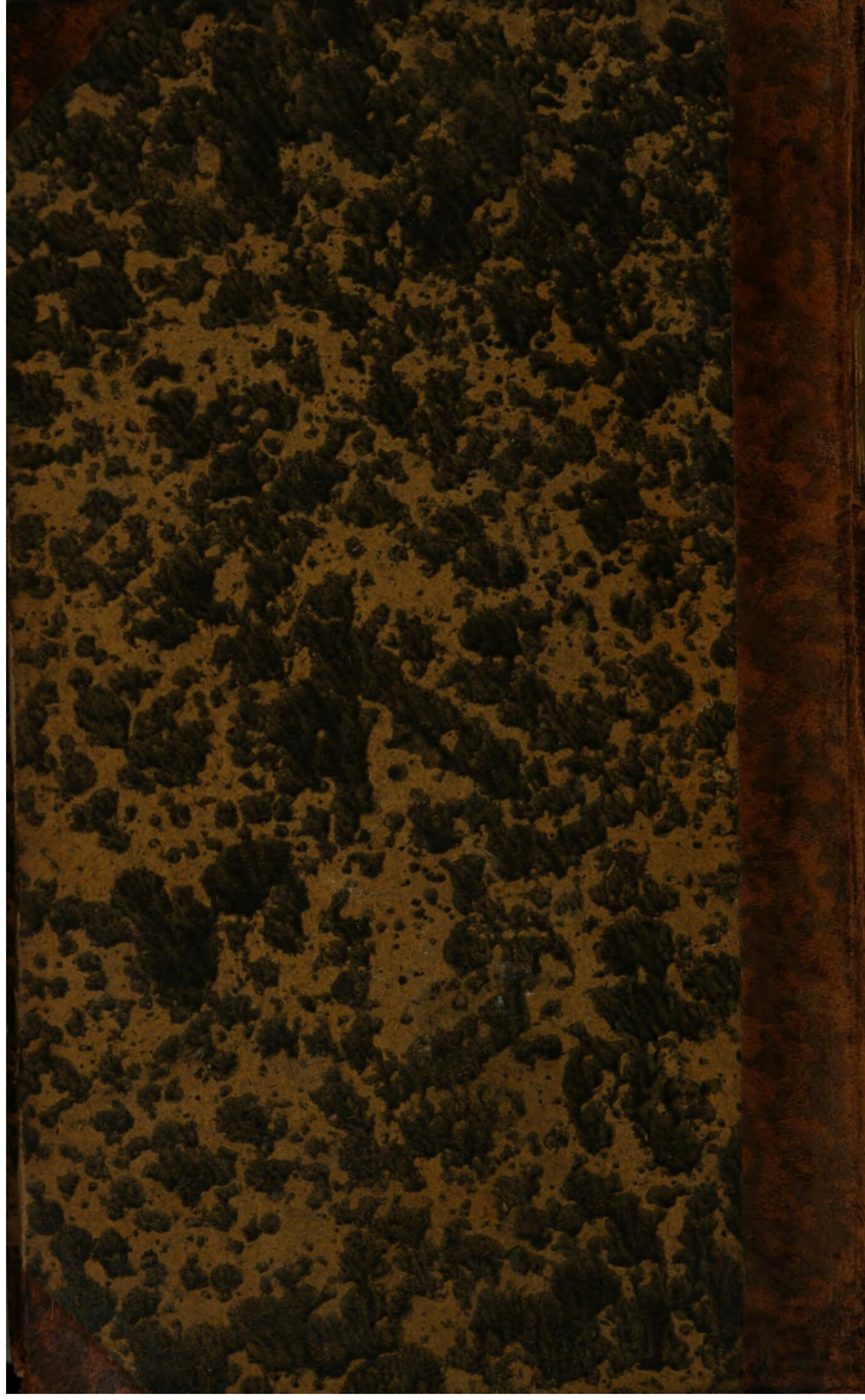
Ende des zweyten Bändchens.



Z u d e n
D r u c k f e h l e r n
d e s
e r s t e n B ä n d c h e n s

sind noch diese wenigen hinzu zu setzen.

Seite 35	Zeile 11	ft. des Parmeniden l. m. Barmeciden.
— 42	— 13	ft. SCHILLER l. m. VERF. der <i>Recension</i> <i>über Jacobi's Woldemar in der allgem.</i> <i>Lit. Zeit.</i> 94.
— 82	— 16	ft. Neigungen l. m. Meynungen.
— 85	— 18	ft. laß sie ferne leuchten l. m. laß sie ferner leuchten.
— 156	— 9	ft. der ins Unendliche l. m. des ins Un- endliche.
— —	— 10	ft. Zweck der Natur l. m. Zweckes der Natur.
— 158	— 23	ft. die Menschen l. m. den Menschen.
— 161	— 1	ft. einst l. m. eins.
— 167	— 18	nach Tugend ein Comma.
— 231	— 22	nach vernommen ein Comma.



Neurohr, J. A. [Herausgeber] / Neurohr, J. A. / Wytttenbach, Johann Hugo,

Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens über die
der Menschheit wichtigsten Gegenstände mit besonderer Rücksicht auf die
kritische Philosophie zusammengetragen aus den Schriften älterer und
neuerer Denker

Bd.: Zweytes Bändchen

Jena 1798

Ph.u. 22-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045101-4

VD18 90622707